

3 Christiana von Goethe als Briefschreiberin

Christiana von Goethe schrieb ihre Briefe zu einer Zeit, in der nicht nur die deutsche Literatursprache mit den Werken der ‚Weimarer Klassik‘³⁷⁸ einen Höhepunkt erreichte, sondern auch die private Briefkultur in zuvor ungekanntem Maße gedieh. In Georg Steinhausens noch immer kanonischer und vielfach rezipierter Arbeit zur *Geschichte des deutschen Briefes* von 1891 wird die Blütezeit der brieflichen Korrespondenz in folgender Weise beschrieben:

Man mag das achtzehnte Jahrhundert wohl das klassische Jahrhundert des Briefes nennen. Die Briefschreibesucht und Briefliebhabelei, die sich gegen Ausgang der verflorenen Periode gezeigt hatte, entwickelte sich ungeheuer rasch zu einer Briefleidenschaft, von der man sich in unsern Tagen schwer eine Vorstellung machen kann.³⁷⁹

Begünstigt wurde diese Entwicklung vor allem durch infrastrukturelle Verbesserungen wie den Ausbau des Post- und Verkehrswesens,³⁸⁰ die fortschreitende Al-

378 Zum Begriff der ‚Weimarer Klassik‘ vgl. Schulz, Gerhard: Art.: „Klassik“. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft: Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 2. Hrsg. von Georg Braungart u. a. Berlin / Boston 2010, S. 270–274. Obwohl dieser Epochenbegriff aufgrund seiner Engführung in der Forschung umstritten ist, soll er hier zur Eingrenzung des Gegenstandes und zur Periodisierung innerhalb der deutschen Literaturgeschichte Verwendung finden.

379 Steinhausen, Georg: *Geschichte des deutschen Briefes*. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Zweiter Teil. Frankfurt a. M. 1968 (unveränderter Nachdruck der 1. Aufl. von 1891), S. 302 f. – Zur Geschichte des Briefes allgemein mit dem Schwerpunkt auf dem 18. Jahrhundert vgl. u. a. Nickisch, Reinhard M. G.: *Brief* (Sammlung Metzler, 260). Stuttgart 1991; Nörtemann, Regina: *Brieftheoretische Konzepte im 18. Jahrhundert und ihre Genese*. In: Ebrecht, Angelika (Hrsg.): *Brieftheorie des 18. Jahrhunderts. Texte, Kommentare, Essays*. Stuttgart 1990, S. 211–224; Oellers, Norbert: *Der Brief als Mittel privater und öffentlicher Kommunikation in Deutschland im 18. Jahrhundert*. In: Dutu, Alexandru (Hrsg.): *Brief und Briefwechsel in Mittel- und Osteuropa im 18. und 19. Jahrhundert* (Studien zur Geschichte der Kulturbeziehungen in Mittel- und Osteuropa, 7,1). Essen 1989, S. 9–36 sowie Brockmeyer, Rainer: *Geschichte des deutschen Briefes von Gottsched bis zum Sturm und Drang*. Münster 1961.

380 Vgl. zur Entwicklung des Postwesens insb. Behringer, Wolfgang: *Postamt und Briefkasten*. In: Beyrer, Klaus / Täubrich, Hans-Christian (Hrsg.): *Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation*. Anlässlich der Ausstellung „Der Brief, eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation“. Heidelberg 1996, S. 55–67; Beyrer, Klaus: *Der alte Weg eines Briefes. Von der Botenpost zum Postboten*. In: Beyrer / Täubrich (Hrsg.): *Der Brief*, S. 11–25; Gerteis, Klaus: *Das „Postkutschenzeitalter“. Bedingungen der Kommunikation im 18. Jahrhundert*. In: *Aufklärung 4* (1989), Heft 1, S. 55–78 sowie Furger, Carmen: *Briefsteller. Das Medium „Brief“ im 17. und frühen 18. Jahrhundert*. Köln / Weimar / Wien 2010, S. 51 f. und 55–78. – Zu den Weimarer Postverhältnissen vgl. Schöne, Albrecht: *Der Briefschreiber Goethe*. München 2015, S. 397–423.

phabetisierung der Bevölkerung³⁸¹ und den Abbau (fremd-)sprachlicher Hürden. Die sukzessive Durchsetzung des Deutschen in der schriftlichen Kommunikation gegenüber dem Lateinischen als der Sprache der Gelehrten und dem Französischen als der Sprache der Adeligen und des gehobenen Bürgertums war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bereits weit fortgeschritten.³⁸²

Eine große Anzahl von Privatbriefen³⁸³ ist aus der Zeit um 1800 auf uns gekommen. Dabei sind für die Untersuchung der Briefe von Christiana Vulpius aus sozialhistorischer und kulturgeschichtlicher Perspektive zwei Referenzpunkte entscheidend: 1. Schriftzeugnisse aus dem Umfeld der bürgerlichen Briefkultur, die zunächst von männlichen Autoren und Gelehrten getragen wurde und an der insbesondere seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vermehrt Frauen partizipierten, und 2. Privatbriefe breiter Bevölkerungsschichten, die durch die zunehmende Alphabetisierung, aber auch durch die verminderten Kosten der Briefbeförderung dieses Kommunikationsmittel vermehrt nutzen konnten.

Christiana von Goethe geriet aufgrund ihres sozialen Aufstiegs gewissermaßen in eine Zwischenstellung. Als Tochter aus einem verarmten bildungsbürgerlichen Haushalt, die keine systematische Schreibausbildung erhalten hatte, wurde sie nicht nur mit dem intellektuellen Umfeld Goethes konfrontiert, sondern auch an

381 Vgl. Chartier, Roger: Die Praktiken des Schreibens. In: Ariès, Philippe / Chartier, Roger (Hrsg.): Geschichte des privaten Lebens. 3. Band: Von der Renaissance zur Aufklärung Augsburg 1999, S. 115–165, hier S. 116–118.

382 Vgl. zu diesem langwierigen und graduell verlaufenden Prozess von Polenz, Peter: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Bearb. von Claudine Moulin unter Mitarb. von Dominic Harion. Berlin: 2., durchges., aktual. und bibliographisch ergänzte Aufl. 2013, S. 53–84. – Trotz der vor allem durch Martin Luther grundsätzlich geschaffenen Möglichkeiten für eine Entfaltung des deutschsprachigen Briefes dauerte die Dominanz vor allem der französischen Sprache noch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein an. Im 17. Jahrhundert regte sich im Zuge der Gründung von Sprachgesellschaften Widerstand gegen die Vormachtstellung des Französischen (vgl. Nickisch: Brief, S. 40 f. sowie Furger: Briefsteller, Nr. 173–176). Erst Mitte des 18. Jahrhunderts trat eine merkliche Hinwendung zur deutschen Sprache in Briefen ein.

383 Infolge der Doppelfunktion des Briefes als historisch-biographisches Dokument einerseits und als literarische Gattung andererseits ist eine klare Abgrenzung und Bestimmung des Privatbriefes häufig nicht trennscharf möglich (vgl. Golz, Jochen: Art. „Brief“. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. I: A–G. Gemeinsam mit Harald Fricke hrsg. von Klaus Weimar. Berlin: 2007, S. 251–255, hier S. 251). Insbesondere im ausgehenden 18., beginnenden 19. Jahrhundert bestimmten „öffentliche“ Briefe, d. h. für die Veröffentlichung vorgesehene Briefe, die Briefkultur ganz wesentlich. Der Brief changierte mithin zwischen „Alltagskommunikation und Literarizität“ (Nörtemann: Brieftheoretische Konzepte, S. 212). Vgl. hierzu auch Nickisch: Brief, S. 93–198; für einen kurzen Überblick auch Oellers: Brief, S. 24–30; mit Fokus auf Frauenbriefe vgl. Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 171–183.

den dort herrschenden Maßstäben gemessen. Kurt R. Eissler bemerkt in seiner psychoanalytischen Studie hierzu paradigmatisch: „Christianes Briefe haben sich wegen ihrer abscheulichen Rechtschreibung einen schlechten Ruf bewahrt.“³⁸⁴ Dass die Briefsprache Christiana von Goethes bis heute vor diesem Hintergrund gesehen wird, zeigt ebenfalls Effi Biedrzyński's Beschreibung in *Goethes Weimar*, das erst 2023 in einer Neuauflage erschienen ist: „Unbefangen schrieb sie [Christiana Vulpius, Anm. d. Verf.] ihm [Johann Wolfgang von Goethe, Anm. d. Verf.] nun, da sie die Seine geworden war, krakelnd und klecksend, ihre munteren Briefe.“³⁸⁵ Darüber hinaus kritisiert Biedrzyński die Rechtschreibung von Goethes Gattin folgendermaßen:

Christiane, noch weniger als Frau Aja [Goethes Mutter, Catharina Elisabeth Goethe, Anm. d. Verf.] (und andere Zeitgenossen!) im ‚Buchstawiener‘ geübt, schrieb meist, wie sie sprach. Sie setzte unbekümmert ihr breites Weimarisch in Zeichen um, das eher erraten als gelesen werden kann. Arckam für Organ, Grüdick für Kritik, Dehedansag für Thé Dansant, Ecks Sembelar für Exemplar.³⁸⁶

Die Frage, ob Christiana Vulpius tatsächlich schreibungsgeübter war als andere Zeitgenossen, und was dies für die Zeit um 1800 konkret heißt, wird noch an anderer Stelle ausführlicher zu diskutieren sein.³⁸⁷ Hier soll zunächst die erwähnte ‚Unbeschwertheit‘ im Schreibprozess als Ausgangspunkt dienen, um nach Christiana Vulpius' Haltung zur schriftlichen Korrespondenz, mithin nach ihrer Selbstwahrnehmung als Briefschreiberin zu fragen. Des Weiteren wird eine Einordnung in ihre eigenen Lebenszusammenhänge sowie in den Kontext der Schreibsituation von Frauen um 1800 vorgenommen. Darüber hinaus lassen die metasprachlichen Äußerungen zum Schreibprozess Rückschlüsse auf eine Verortung innerhalb des Kontinuums zwischen schreibgeübten und schreibungsgeübten Personen zu. Zu thematisieren sind zudem die Rahmenbedingungen und Voraussetzungen des Schreibprozesses, die nicht ohne Auswirkungen auf die Textproduktion blieben. Für diese Fragestellung ist neben den Briefen an Johann Wolfgang und August von Goethe auch die Korrespondenz mit Nicolaus Meyer aufschlussreich. Die Selbstaussagen unserer Schreibe-

³⁸⁴ Eissler: Goethe, S. 1421.

³⁸⁵ Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 124 f. – Das Nachschlagewerk ist 2023 nochmals (wie schon 2010) in einer Neuauflage erschienen.

³⁸⁶ Ebd., S. 125.

³⁸⁷ Vgl. hierzu das 4. Kapitel. – Der oben erwähnte Eissler kontextualisiert seine Bemerkung über die Rechtschreibung Christiana von Goethes etwas anders. Bei ihm heißt es: „Doch auch Goethes Rechtschreibung war manchmal sehr schlecht, und die der Mutter, obwohl nicht ganz so schlecht wie die von Christiane, würde man heutzutage als Zeichen für das vollständige Fehlen von Bildung werten.“ (Eissler: Goethe, S. 1421).

rin bilden folglich die Grundlage für eine systematische und differenzierte Betrachtung ihres Selbstverständnisses als Briefschreiberin und ihrer Verortung innerhalb der Briefkultur des 18. Jahrhunderts.

3.1 „Du weist ich schribe nicht gerne“ – Christiana von Goethes Selbstverständnis und Selbstwahrnehmung als Briefschreiberin

In Briefen als Ego-Dokumenten bzw. Selbstzeugnissen und als einer dialogisch, auf Interaktion angelegten Kommunikationsform spielt die Konstruktion der eigenen Person eine wichtige Rolle.³⁸⁸ Eine Teilmenge dieser „Erschreibung des Selbst“ bildet die Selbstwahrnehmung als Briefschreiberin, die sich aus der Korrespondenz mit verschiedenen Briefpartnern entnehmen lässt.³⁸⁹ Der Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe soll am Anfang der Untersuchung stehen, nicht nur weil es sich bei diesem um Christiana von Goethes umfangreichste und wichtigste Korrespondenz handelte, sondern auch weil hier einige Ambivalenzen besonders deutlich zutage treten. Eine erste Thematisierung des Schreibaktes begegnet dem Leser in Christiana Vulpius' Brief vom 1. Oktober 1800, den sie verfasste, als sich Goethe schon seit drei Wochen zum ungestörten Arbeiten nach Jena zurückgezogen hatte: *h[eu]de ist mein brif gevieß beß[er] geschrieben den ich habe mir ser grosse mühe geben es ^{ist} mür aber auch scho[n] 2 Mahl Schli[m] gevorden und vähr der brif nicht an dich ich häte lä[n]gest schön auf gehört.*³⁹⁰

Dieses Bekenntnis in dem zwei Seiten umfassenden Brief folgt zu Beginn der zweiten Seite. Darin spiegelt sich einerseits die Mühe und Anstrengung wider, die das eigenhändige Niederschreiben von längeren Briefen Christiana Vulpius bereitete. Andererseits evoziert diese Textstelle auch eine besondere Nähe zum Briefempfänger und hebt dessen Bedeutung hervor. Weshalb sich Christiana Vulpius ausgerechnet an diesem Tag in diesem Brief auffallend stark um ein gutes Schreibresultat bemühte, ist aus ihrem Brief nicht zu entnehmen. Die Gegenbriefe Goethes aus dieser Zeit, die Aufschluss geben könnten, fehlen. Die Betonung des *heute* besser geschriebenen Briefes legt die Vermutung einer vorausgegangenen Kritik nahe.

³⁸⁸ Vgl. Schrott, Angela: Präsenze Schreiber(innen). Nähe und Lebendigkeit in privaten Briefen aus diskurstaditioneller Sicht. In: Bernsen, Michael / Eggert, Elmar / Schrott, Angela (Hrsg.): Historische Sprachwissenschaft als philologische Kulturwissenschaft. Festschrift für Franz Lebsanft zum 60. Geburtstag. Göttingen / Bonn 2015, S. 479–497, hier S. 479.

³⁸⁹ Vgl. hierzu in komprimierter Form Stehfest: Aspekte weiblicher Briefkultur, S. 130–133.

³⁹⁰ JWG 145 (vgl. die Konkordanz mit GC I und II im Anhang der vorliegenden Arbeit).

Ob es sich dabei um eine negative Beurteilung seitens des Briefpartners Goethe oder um einen selbstkritischen Blick auf einen möglicherweise unleserlich geschriebenen Brief gehandelt hatte, sei dahingestellt. In jedem Fall drücken die erwähnten Zeilen das Bemühen Christianas aus, Goethe gewissermaßen als ‚Entschädigung‘ und sicher auch als Zeichen ihrer Liebe und Zuneigung eine Freude mit einem ‚schön geschriebenen‘ Brief zu bereiten. So zeigen auch andere Beispiele, dass sie durchaus bestrebt war, Goethes Aufforderungen zu einem regen und ausführlichen Briefverkehr so gut wie möglich nachzukommen. So fertigte sie für ihn bisweilen auch (Reise-)Tagebücher an.³⁹¹

Der Schreibduktus des Briefes lässt durchaus die besondere Sorgfalt und Konzentration der Schreiberin während der Niederschrift erkennen: Die äußere Gestaltung des Briefes sowie die Handschrift sind akkurat und gleichmäßig, auch Korrekturen und Tilgungen sind bis auf wenige Ausnahmen nicht vorhanden. Das Erreichen eines solchen Schreibresultates verlangte Christiana Vulpius einiges ab, was auch grundsätzlich für das Verfassen längerer Briefe gilt. Die Herausforderungen des Briefschreibens fasste der Herausgeber des Ehebriefwechsels Gräf 1916 zutreffend folgendermaßen zusammen: „Schon das zum Schreiben unerlässliche Stillsitzen ist eine wahre Folter für ihre lebhaftige Natur. Nicht das Was macht ihr Schwierigkeiten, stets weiß sie genau, was sie mitteilen will, aber das Hantieren mit Feder, Tinte und Papier, das ist ein saures Stück Arbeit für sie.“³⁹²

Gräf weist hier auf zwei Ebenen hin, die zu differenzieren sind: der mechanische Schreibvorgang (und die damit verbundenen Schwierigkeiten) auf der einen und der eigentliche Inhalt sowie die Funktion des Briefes auf der anderen Seite.³⁹³ Obwohl Christiana von Goethe das eigenhändige Schreiben zuweilen schwerfiel – später überließ sie diese Tätigkeit nach Goethes Vorbild Schreibern bzw. ihren Gesellschafterinnen –, war ihr der briefliche Austausch wichtig und bereitete ihr ge-

391 Vgl. die indirekten Belege in GC I, Nr. 222 und 357. Überliefert ist das eigenhändige Tagebuch von der Rückreise aus Frankfurt am Main vom 8. bis 11. August 1797 (GC I, Nr. 140), ebenso die Berichte von ihren Bade- und Theaterreisen nach Lauchstädt aus den Jahren 1803 (eigenhändig) und 1810 (von Caroline Ulrichs Hand). – Nachweislich gab es Reisetagebücher aus dem Jahr 1808, als Christiana von Goethe mit ihrer Gesellschafterin Caroline Ulrich Frankfurt am Main und ihren Sohn August in Heidelberg besuchte (vgl. dazu die Erwähnung des Tagebuchs in J. W. von Goethes Briefen, GC II, Nr. 433 und 435), und von 1815, als sie mit ihrer Gesellschafterin Wilhelmina Kirscht nach Karlsbad und Eger gereist war (vgl. dazu die Erwähnung des Tagebuchs in ihrem Brief an Goethe, GC II, Nr. 592). Erhalten ist zudem das Tagebuch Christiana von Goethes aus dem Jahr 1816 bis zu ihrem Tod (letzter Eintrag vom 30. Mai 1816; vgl. die gedruckte Ausgabe: Christiane Goethe. Tagebuch 1816 und Briefe. In Verbindung mit dem Goethe-Nationalmuseum Weimar nach der Handschrift hrsg. von Sigrid Damm. Frankfurt a. M. / Leipzig 1999).

392 Gräf, Hans Gerhard: Einführung. In: GC I, S. XIII–LIV, hier S. XXVII.

393 Vgl. Gräf: Einführung, S. XXVII.

gentlich sogar Freude. So eröffnete sie am Abend des 26. Mai 1797 eine Mitteilung an Goethe mit dem Satz: *lieber ich habe h[eu]de abend grosse lust dir noch ein bahr worde zu schreiben*.³⁹⁴ Nur wenige Tage später, am 5. Juni, heißt es in ähnlicher Weise: *und um vergnügt zu werden muß ich an Schaß Schreiben. und es ist mir schon alls ob es besser währ*.³⁹⁵ Die briefliche Korrespondenz ist mithin ein integraler Bestandteil der Beziehung in Zeiten der räumlichen Trennung und wird als solcher auch von Christiana von Goethe angenommen und wertgeschätzt.

Obwohl Christiana Vulpius' Briefe an Goethe nicht ausnahmslos von der Unbefangenheit zeugen, die Biedrzyński³⁹⁶ und in etwas differenzierterer Form auch Gräf³⁹⁷ ihnen bescheinigen, so ist in ihnen doch die tiefe Vertrauensbasis der Partnerschaft zu spüren, die Christiana Vulpius die nötige Sicherheit verlieh, um ihren Gedanken trotz des für sie mühevollen Schreibprozesses freien Lauf zu lassen. Begünstigend wirkten sich vor allem zwei Faktoren aus, wovon der erste zweifellos Goethes Anerkennung ihrer Bemühungen ist.³⁹⁸ Diese nahm Christiana Vulpius dankbar an und sah sie als weitere Schreibmotivation: *Daß dir mein brife Freude machen macht mich reccht glücklich und da vill ich dir ref[c]t oft schreiben*.³⁹⁹ Ein zweiter wichtiger Faktor ist im geschützten Raum dieser Kommunikation zu sehen. Christiana Vulpius konnte insbesondere in den frühen Jahren der Beziehung vor der Eheschließung davon ausgehen, dass ihre Briefe nur von Goethe (und gelegentlich sicher auch vom gemeinsamen Sohn August) gelesen wurden. Das für die briefliche Kommunikation im 18. Jahrhundert charakteristische Moment der Halböffentlichkeit,⁴⁰⁰ wonach Briefe häufig vorgelesen, weitergereicht oder abgeschrieben wurden, spielte in dieser Paarkommunikation kaum

394 JWG50.

395 JWG56.

396 Vgl. Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 124 und 125.

397 Vgl. Gräf: Einführung, S. XXIX.

398 In Goethes Briefen finden sich einige Beispiele, in denen er seine Partnerin zum (ausführlichen) Schreiben ermuntert. Neben formelhaften Aufforderungen nach dem Muster „Schreibe mir bald“ (GC I, Nr. 3, 139, 147) oder „Lebe recht wohl und schreibe fleißig“ (GC I, Nr. 141) enthalten manche Briefe auch liebevolles Lob, wie jenes aus dem Jahr 1803, als sich Christiana Vulpius länger in Lauchstädt aufhielt. Da heißt es beispielsweise: „Du bist recht lieb und gut, daß Du so viel schreibst, fahre nur fort, denn es macht mir viel Vergnügen, auch im Einzelnen zu wissen, wie Dirs geht.“ (GC I, Nr. 354) Am 9. Juni 1797 hieß es noch etwas kritischer: „Für Deinen langen Brief danke ich Dir recht sehr, es geht schon wirklich mit dem schreiben, wenn Du es nur recht üben willst.“ (GC I, Nr. 132). Vgl. hierzu Kapitel 3.4.3.

399 JWG8.

400 Vgl. u. a. Rafael Arto-Haumacher, der wiederholt auf das Verhältnis von Privatheit, Halböffentlichkeit und Öffentlichkeit in Briefkorrespondenzen der Zeit mit einem Schwerpunkt auf Gellert eingeht (vgl. ders.: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre. Der Anfang einer neuen Briefkultur. Wiesbaden 1995, passim).

eine Rolle.⁴⁰¹ Das lässt sich aus dem sehr persönlichen, vertrauten Ton der Korrespondenz mit bisweilen intimen Zügen schließen, zumal sich diese Diktion mit dem einsetzenden Briefdiktat von Christiana Vulpius ändert. Die Vertraulichkeit der brieflichen Kommunikation trug sicher maßgeblich dazu bei, dass die Schreiberin ihre Briefe größtenteils ungezwungen verfassen konnte: Goethe kannte ihre Schwächen, aber natürlich auch ihre Stärken, genau wie sie umgekehrt um die seinen wusste.⁴⁰²

Die Korrespondenz mit Goethe nimmt, wie dies bei einer Liebesbeziehung nicht anders zu erwarten ist, in der Frage der Schreibbereitschaft und -motivation eine Sonderstellung innerhalb ihrer Korrespondenz ein. Besonders deutlich wird dies im Vergleich zu Äußerungen in Briefen an andere Adressaten. So kommunizierte Christiana von Goethe ihren Schreibunwillen in den Briefen an ihren Sohn August sehr viel offensiver, teilweise einhergehend mit einer offensichtlichen Verweigerungshaltung. Ein prägnantes Beispiel hierfür ist eine kurze Mitteilung an den erst elfjährigen August, der seinen Vater im Sommer 1801 für gut zwei Monate auf einer Badereise nach Pyrmont begleiten durfte. Goethe hatte Christiana Vulpius schon am 30. Juni darauf hingewiesen, dass August die Mutter grüße, sich aber betrübe, dass er nicht auch ein paar Zeilen von ihr erhalten habe.⁴⁰³ Auf diese implizite Aufforderung reagierte Christiana Vulpius tröstend: *und wen ich wieder schreibe so soll er auch ein kleines briefelglen bekom.*⁴⁰⁴ Dies geschah mit einiger Verzögerung (auch aufgrund längerer Postlaufzeiten von Goethes Briefen) am 5. August 1801. Der kurze Brief bzw. das Billett lautet:

lieber August ich schreibe dir nur daß ich dich herzlich liebe und m[ic]h recht freu dich wieder zu sehn folge ja dein lieben Vater und sey ein brafes Kind Mündlich will ich dir als er zehln was hir vor gean ist seut du wech bist Du weist ich schreibe nicht gerne.

*Die Tande Ernesdine und alls läß dich herzlich grüssen sie wünsch[e]n alle dich balt wieder zu sehn.*⁴⁰⁵

401 Diese Annahme kann zumindest für die Korrespondenzrichtung von Christiana Vulpius (Absender) zu Goethe (Empfänger) als sicher angenommen werden. Im umgekehrten Fall ist es vorstellbar, dass beispielsweise auch die mit im Haus lebenden Familienmitglieder Christianas (die Schwester Ernestine und die Tante Juliane Auguste) Anteil an den Briefen Goethes nahmen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Christiana Vulpius ihnen gelegentlich Passagen daraus vorlas oder Goethes Briefe an sie weiterreichte.

402 So sparte Christiana von Goethe beispielsweise Themenbereiche aus, die für Goethe problematisch waren. Dazu gehörten insbesondere Krankheit und Tod; vgl. dazu auch Kapitel 4.4.6.3.

403 Vgl. GC I, Nr. 294.

404 JWG155.

405 AG21 (Beilage zu JWG157; vgl. auch GC I, Nr. 300). – Die Schreibumstände oder -situation sind nicht näher zu bestimmen, d. h. es gibt keine Hinweise darauf, zu welcher Tageszeit der Brief geschrieben wurde und ob er beispielsweise unter Zeitdruck aufgrund des Posttages entstanden ist.

Die explizite Äußerung der ‚Schreibunlust‘ wird sowohl durch das längere Ausbleiben der Nachricht, die sich der Sohn gewünscht hatte, als auch durch die Kürze der Mitteilung unterstrichen. Diesen Eindruck bestätigt ein weiterer Brief vom April 1808 an den bereits erwachsenen Sohn, der zu dieser Zeit in Heidelberg studierte. In diesem fordert Christiana von Goethe August auf, dass er ihr recht oft schreiben solle. Sie hingegen wolle weniger schreiben, denn er wisse, dass ihr das Schreiben „sauer“ werde.⁴⁰⁶ Es verwundert, dass sich Christiana von Goethe ihrem Sohn gegenüber dem Schreiben so offensichtlich widersetzte. In der Rolle der Mutter ist sie in diesem Bereich zu weniger Zugeständnissen bereit als in der Rolle als Lebensgefährtin. Aus einem Brief an Goethe geht zudem hervor, dass es Christianas jüngere Halbschwester Ernestine, Augusts Tante, war, die dem Kind damals beim Schreiben die Hand führte, und nicht die Mutter selbst. Dies ist allerdings nur eine schriftlich festgehaltene Momentaufnahme, deren Begleitumstände sich nicht eindeutig erschließen lassen.⁴⁰⁷

Die Motive dieser Verweigerungshaltung hinsichtlich des (Brief-)Schreibens können vielfältig sein. Möglicherweise war es in dieser Konstellation gerade ihre Mutterrolle, die diese Einstellung bedingte. Sie ermöglichte es ihr einerseits, sich kraft ihrer Autorität dem unliebsamen Schreiben weitestgehend zu entziehen. Andererseits könnte es aber auch sein, dass sie als Mutter ihre eigene Unsicherheit nicht vor ihrem Kind preisgeben oder ihm gar etwas Falsches beibringen wollte.⁴⁰⁸

Auffällig ist allerdings der insgesamt eher flüchtige Charakter des Briefes, wovon u. a. die auffällig verkürzten Schreibweisen wie „gean“ für „gegangen“ oder „als“ statt „alles“ zeugen.

406 Vgl. Suphan, Bernhard: Briefe von Goethe und Christiane von Goethe, von F. W. Riemer und Christian August Vulpius an August von Goethe in Heidelberg (1808–1809), nebst drei Briefen von Goethe an Thibaut. In: Goethe-Jahrbuch 10 (1889), S. 3–45, hier S. 6.

407 Vgl. GC I, Nr. 40. – Die Gründe für Ernestines Schreibunterstützung können vielfältig sein – so könnte August z. B. dem Vorbild der Mutter folgend den Wunsch geäußert haben, parallel zu ihr auch einen Brief an den Vater schreiben zu wollen. Ein direkter kausaler Zusammenhang zu einer negativen Schreibhaltung ist somit nicht zwangsläufig gegeben.

408 Ein Gegenbeispiel zu diesem Vorgehen finden wir bei Charlotte von Stein, die in ihren Briefen an ihren Sohn Friedrich zwar gelegentlich ihre eigene Schriftqualität bemängelt, dies aber zugleich in einen erzieherischen Rahmen einbettet, wie am 11. Mai [1789] gegenüber dem 16-jährigen Jungen geschehen: „laß meinen Brief niemanden lesen den ich schäme mich meines Schmierens und bitte Dich kein Exempel dran zu nehmen.“ (GSA, Sign.: 122/100, [o. Fol.]). Dass Charlotte von Steins Bemerkung auf ihre Handschrift abzielt, zeigt ein weiterer, ebenfalls an Friedrich gerichteter Brief vom 15. September 1788, den die Schreiberin mit den Worten schließt: „wen meine Briefe unleserlich geschrieben sind so beklage dich drüber auf daß ich mich beßre und Dir kein übel Exempel gebe.“ (Brief vom 15. September 1788, in: Charlotte von Stein. Schriftstellerin, Freundin und Mentorin. Hrsg. von Elke Richter und Alexander Rosenbaum [Supplemente zu den PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica, 1]. Berlin / Boston 2018, S. 364).

Welch hohen Stellenwert das Briefschreiben schon beim kleinen August einnahm, zeigen die steten Aufforderungen des Vaters, sein Sohn möge ihm „hübsche Briefe“⁴⁰⁹ schreiben.

Außerhalb des engeren familiären Umfeldes signalisierte Christiana von Goethe ihren Korrespondenzpartnern ebenfalls ihre Schwierigkeiten im Umgang mit Feder und Tinte, wie gegenüber dem Bremer Arzt Nicolaus Meyer. Zu dem etwa zehn Jahre jüngeren Meyer hatte sich während seiner Jenaer Studienzeit eine Freundschaft entwickelt, die sich nach seiner Rückkehr nach Bremen bzw. Minden im brieflichen Austausch fortsetzte.⁴¹⁰ Aus Christiana von Goethes Briefen an ihn spricht keine prinzipielle Ablehnung des eigenhändigen Schreibens, wie sie ihrem Sohn August gegenüber kommunizierte. Vielmehr thematisierte die Schreiberin die selbststempfundene mangelnde Qualität ihrer schriftlichen Zeugnisse recht offen und ging selbstbewusst damit um. Inwieweit es sich hier um einen Bestandteil der *Captatio Benevolentiae*, die topische Züge aufweisen kann, handeln könnte, wird an späterer Stelle zu thematisieren sein.

In der Anfangszeit der Korrespondenz blieb die Unsicherheit der Schreiberin zunächst nicht verborgen. In ihrem Brief vom 30. Juli 1802 konstatiert sie: „Meinen Brief von Lauchstädt werden Sie erhalten haben, ob Sie ihn aber lesen können, ist eine Frage, wenigstens haben Sie daraus meinen guten Willen gesehen.“⁴¹¹ Am Ende des Briefes kommt sie nochmals auf den Lauchstädter Brief zurück und bittet den Empfänger, ihr bald mitzuteilen, ob er ihren Brief erhalten habe und ob er etwas daraus habe lesen können.⁴¹²

In der Korrespondenz mit Meyer vermied Christiana von Goethe, wann immer es ihr möglich war, Briefe eigenhändig zu schreiben. Meist bediente sie sich der Hilfe eines Schreibers und griff nur in Ausnahmefällen, wenn kein solcher zugegen war, selbst zur Feder.⁴¹³ In späterer Zeit, als sie generell kaum noch selbst schrieb und für ihre Korrespondenz häufiger Goethes Schreiber oder ihre Gesellschafterin

409 Vgl. Goethe an Christiana Vulpius, 9. Juni 1797, GC I, Nr. 132. – Zwei Monate später schrieb Goethe ebenfalls an Christiana Vulpius: „Eure Briefchen von Hanau haben mir viel Freude gemacht; sage dem Kleinen, daß ich seine Briefe aufhebe und sehen will, wie er nun immer besser schreibt.“ (GC I, Nr. 139).

410 Zum Briefwechsel zwischen Christiana von Goethe und Nicolaus Meyer, vgl. Kapitel 3.5.3.

411 Kasten, Nr. 19. – Da der Brief nicht im Original erhalten ist oder bislang nicht aufgefunden werden konnte, folgt das Zitat der Edition von Kasten.

412 Vgl. ebd.

413 Am 21. April 1803 heißt es an Meyer: *Da Sie mich beschuldigen ich habe Sie vergessn muß ich so ungern ich auch schreibe Ihnen doch ein mahl sebst schreiben* (NM4, vgl. auch Kasten, S. 89). Am 15. Dezember 1803 beklagt Christiana Vulpius das Fehlen eines Schreibers: *schon länst hätte ich Ihnen Für Die Schönen Fiesse velges Sie uns sükden dancken sollen. aber Sie wiessen wie ungern ich schribe und Geist ist schon seid 4 vochen in Jena mit dem Geheim Raht* (NM10).

Caroline Ulrich einsetzte, stellte sie einem eigenhändig geschriebenen Brief an Meyer eine durchaus energische und selbstbewusst vorgebrachte Entschuldigung voran: *Lieber Dockder / Daß es mit den schreiben mit mir noch imer s[lh]et bestelt ist wisen Sie beser als daß ich mich des wechen zu Enschultich brauche wechen meis Schreibens.*⁴¹⁴ Am Ende des Schreibens wird ein längerer Brief in Aussicht gestellt: *so balt Rimer wieder komd so solen Sie Ein aus führlien brif haben Den[n] mit / mein Schreiben siht es im[e]r Schlächt[e]r aus viell ich fast gar nicht schreibe.*⁴¹⁵

Insgesamt präsentiert sich Christiana von Goethe in den Briefen an Meyer als eine selbstkritische und zugleich selbstbewusste Schreiberin, die offen mit der von ihr als defizitär empfundenen Schreibtätigkeit umgeht. Demütige Entschuldigungen oder gar ehrfürchtige Beteuerungen sucht man im Briefwechsel mit dem gelehrten Mediziner, der selbst auch schriftstellerisch tätig war, vergebens. Ganz anders erscheint hingegen Christiana Vulpius' Selbstreflexion gegenüber Catharina Elisabeth Goethe. Hier ist weder ein Unwillen noch ein selbstbewusster Umgang hinsichtlich ihrer schriftsprachlichen Kompetenzen zu erkennen. Vordergründig ist ihre Sorge, dass ihre Briefe sie bei Goethes Mutter in ein schlechtes Licht rücken könnten. Dies geht aus zwei Briefen von Christiana Vulpius an Johann Wolfgang von Goethe hervor, die aus der Zeit vor der Eheschließung stammen. Besonders aufschlussreich ist die erste Seite eines Briefes vom 7. Juni 1793. Christiana Vulpius verfasste diesen Brief, nachdem sie erstmals einen Gruß von Catharina Elisabeth Goethe erhalten hatte, d. h. zu einer Zeit, als sich beide Frauen noch nicht persönlich kannten:⁴¹⁶

lieber ich habe daß Schöne duch und alles Erhalte und mich Herzlich gefreud abr der Grufß von der lieben Muder ginh mir über alles ich habe vor Freuden dar rüber geveind. ich habe waß ohne dein Wissen gedachn ich <habe> an die liebe Muder geschribm und mich bey Ihr

⁴¹⁴ Brief aus dem Jahr 1807, vgl. NM21 sowie Kasten, Nr. 138.

⁴¹⁵ Ebd., Bl. 21 f. – Gemeint ist Goethes Sekretär und Augusts Hauslehrer, Friedrich Wilhelm Riemer, der zwischen 1803 und 1808 im Haus am Frauenplan tätig war.

⁴¹⁶ Goethe, der von Mitte bis Ende Mai 1793 in Frankfurt bei seiner Mutter wohnte, hatte sie in dieser Zeit sicherlich ausführlich über seine Lebensumstände in Kenntnis gesetzt. Catharina Elisabeth Goethe richtete ihrerseits am 20. Juni 1793 den ersten persönlichen Brief an Christiana Vulpius. In dem überlieferten Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn finden sich keine Hinweise darauf, dass Catharina Elisabeth Goethe schon vor diesem Besuch ihres Sohnes von dessen Geliebter und seinem 1789 geborenen Sohn August, ihrem Enkelkind, wusste (vgl. u. a. Köster, Albert: Einleitung des Herausgebers. In: Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 1, S. VII–XXI, hier S. XVI f.). Angesichts der in Weimar allgemein bekannten Liebesbeziehung und der dichten überregionalen kommunikativen Netzwerke ist es allerdings schwer vorstellbar, dass Catharina Elisabeth Goethe keinerlei Kenntnis davon gehabt haben soll. Dies könnte allenfalls mit einer Tabuisierung gegenüber den (un)mittelbar Betroffenen erklärt werden, während das Liebesverhältnis nicht nur in Weimar, sondern auch darüber hinaus für viel Gesprächs- und Schreibstoff sorgte.

*bedankt mein herz lies mir es mir nicht anders zu ich muste schreiben du wirst doch nicht bösse dar rüber **der brif wird nun freulich nicht recht seyn abr bi[td]e die liebe Muder daß sie nicht bösse auf mich vird und sahe Ihr daß ich es nicht beser kann. ach lieber wenn du nur hir wärst und sehest wie ich ^{mich} über daß alls Freue abr am meysten Freu ich mich daß dieliebe Muder nicht bösse auf mich ist daß [mac]ht nih ser glücklich den das hat mich noch manichmahl bedrüb. im Stillen habe ich darüber / nach gedacht.***

Aus diesen Zeilen spricht die Verunsicherung, von der die Beziehung zwischen Christiana Vulpius und Catharina Elisabeth Goethe bis zum persönlichen Kennenlernen zumindest seitens Christiana Vulpius' geprägt war. Aus Sicht der Geliebten Goethes und Mutter des gemeinsamen unehelichen Sohnes sind diese Sorgen und damit einhergehend sicher auch ein gewisses Unbehagen verständlich, denn schließlich begegneten die meisten Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ihrem unehelichen, öffentlich gelebten Liebesverhältnis mit Goethe mit Ablehnung. Dass Christiana Vulpius vor diesem Hintergrund ohne Goethes vorherige ausdrückliche Billigung selbst einen Brief an dessen Mutter richtete, zeugt von einiger Courage. Es erklärt aber auch, weshalb sich Christiana Vulpius gerade Catharina Elisabeth Goethe gegenüber für ihre Schreibfähigkeiten zu schämen schien und Goethe deshalb um Übermittlung ihrer Entschuldigung bat. Ob Christiana Vulpius in ihrem ersten eigenen Brief an die Mutter ihres Partners auch selbst um Nachsicht bat, ist nicht bekannt, da die Briefe bis auf wenige Ausnahmen nicht erhalten sind.⁴¹⁷ Goethe billigte jedenfalls die Initiative seiner Lebensgefährtin: „Du hast recht wohl gethan, an meine Mutter zu schreiben, sie wird es ja wohl lesen können.“⁴¹⁸

Beide Frauen lernten sich im Vorfeld von Goethes Reise in die Schweiz erstmals persönlich in Frankfurt kennen. Dies änderte jedoch wenig an dem bereits zuvor angeschlagenen, selbstkritischen Ton in Christiana Vulpius' Briefen hinsichtlich ihres Schreibens. Im Gegenteil: Die prononcierte schambehaftete Unsicherheit, die noch im Brief von 1793 vorherrschend war, wandelt sich vier Jahre später in harsche Selbstkritik mit resignativen Zügen. So heißt es am 13. August 1797 an den bei der Mutter weilenden Goethe: *wen du diessen brif der lieben Frau Rähdtin giebs so entschult[ig]e mich Ja ve[lg]en m[e]jnes schreibens ich bin Recht bösse auf mich sebbst daß ich auch Jahr nichts kann.*⁴¹⁹ Goethes Reaktion

⁴¹⁷ Vgl. hierzu Kapitel 3.5.1.

⁴¹⁸ GC I, Nr. 21.

⁴¹⁹ JWG63, vgl. auch GC I, Nr. 142. – Wahrscheinlich hatte Christiana Vulpius noch einen separaten Brief an Catharina Elisabeth Goethe beigelegt (vgl. GI II, Anm. zu Nr. 142), den sie schon auf der Rückreise angekündigt hatte (vgl. GC I, Nr. 138). Zudem ging sie sicher davon aus, dass Goethe auch ihren an ihn gerichteten Brief oder das von ihr verfasste Reisetagebuch seiner Mutter vorlas oder ihr zur Lektüre gab.

auf diese Äußerung ist nicht bekannt. Sein Brief, den er zwei Tage später, also noch bevor er Christianas Brief erhalten haben konnte, verfasste, enthält die ermunternden Worte: „[...] fahre ja fort, mir fleißig zu schreiben, damit ich wisse, wie es Dir geht, und was bei euch vorfällt.“⁴²⁰

Grundsätzlich schwer zu deuten ist der konkrete Aspekt des Schreibens, auf den sich die Selbstkritik in den metasprachlichen Äußerungen von Christiana Vulpius bezieht. Ob die Bemerkungen auf das Schreiben ganz allgemein oder auf den rein mechanischen Schreibvorgang in Verbindung mit der kalligraphischen Qualität oder doch auf orthographische und grammatische Unsicherheiten zielen, wird sich nicht mit letzter Sicherheit entscheiden lassen.

Elspaß weist anhand seines untersuchten Quellenkorpus der Auswandererbriefe aus dem 19. Jahrhundert darauf hin, dass in der Wahrnehmung unroutinierter Schreiberinnen und Schreiber den eigenen kalligraphischen Fähigkeiten größeres Gewicht beigemessen wurde als der orthographischen und grammatischen Korrektheit des Geschriebenen. Wenn sie sich für ihr „schlechtes Schreiben“ entschuldigten, ging es dabei noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein vorrangig um die Qualität der Handschrift.⁴²¹ Nützlich ist in diesem Zusammenhang ein Hinweis Ludwig Ottos auf die Schreibübungen aus dem 18. Jahrhundert, die primär auf das „Buchstabenbilden“ zielten, d. h. auf die Erlernung des Alphabets, die Fertigkeit zum Bilden von Wörtern und Sätzen sowie die Beherrschung der verschiedenen Schriftarten (deutsche Kurrentschrift und lateinische Schreibschrift, aber auch die deutsche Fraktur und die lateinische Antiqua als Druckschriften). Es handelte sich somit vor allem um ein Nachahmen von Buchstaben und Vorlagen, während grammatische, orthographische und erst recht kreative Schreibübungen kaum vorkamen.⁴²²

⁴²⁰ GC I, Nr. 143.

⁴²¹ Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 151, auch S. 104. – Dies ist allein schon deshalb anzunehmen, weil die Adressaten vermutlich auch nicht orthographisch korrekt schreiben konnten und man sich deshalb nicht zu entschuldigen brauchte, während das im Fall Christiana von Goethes und ihres Korrespondenzumfeldes anders aussah. – Auch Schiegg macht im Korpus von Patientenbriefen die Beobachtung, dass sich Schreiber für ihre schlechte Handschrift entschuldigen, wenngleich die Gründe für die metasprachlichen Äußerungen zu Mängeln in deren Texten zu einem nicht unerheblichen Teil mit der Erkrankung selbst und/oder den Rahmenbedingungen in einer psychiatrischen Anstalt in Zusammenhang gebracht werden. Einen expliziten Bezug zu orthographischen und grammatischen Mängeln kann Schiegg nur in zwei Briefen eines Schreibers nachweisen. Diese stammen allerdings aus den 1930er Jahren und damit aus der Zeit nach der Zweiten Orthographischen Konferenz von 1901, durch die eine orthographische Normierung erfolgt war (vgl. ders.: Flexible Schreiber, S. 54–60).

⁴²² Vgl. Ludwig Otto: Alphabetisierung und Volksschulunterricht im 19. Jahrhundert. Der Beitrag der Schreib- und Stilübungen. In: Cherubim, Dieter / Grosse, Siegfried / Mattheier, Klaus Jens (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation: Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin / New York 1998, S. 148–166, hier S. 152.

In Christiana von Goethes Briefen findet sich wiederholt eine kritische Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Schreibleistung. Sie kann demnach als eine „Briefschreiberin wider Willen“⁴²³ bezeichnet werden. Ihre Haltung reichte je nach eigener Rolle und Beziehung zur Adressatin bzw. zum Adressaten von dezidiert Ablehnung des Schreibens, über Unsicherheit bis hin zu einem recht offenen, selbstsicheren Umgang mit den selbstempfundenen Defiziten.

3.2 Verortung in Diskurstraditionen weiblicher Briefkommunikation

Selbstkritische bzw. vermeintlich selbstkritische Einschätzungen hinsichtlich der eigenen Briefe sind in Korrespondenzen von Frauen keine Seltenheit. Oftmals rekurrieren die Bemerkungen dieser Art, die nicht selten in Briefen an männliche Korrespondenzpartner vorkommen, primär auf den Inhalt des Geschriebenen und nicht auf die Handschrift oder die Orthographie. Allerdings wären in diesem Feld Untersuchungen auf einer breiten Materialbasis wünschenswert. Soweit sich überblicken lässt, stehen systematische Untersuchungen zu Diskursmustern,⁴²⁴ darunter Topoi in Briefen, und deren geschlechts- bzw. rollenspezifischer sowie situativer Bedingtheit und möglichen Interdependenzen noch aus. Um zu überprüfen, ob ein bestimmter Topos primär mit einer genderspezifischen Komponente in Zusammenhang zu bringen oder nicht vordergründig durch asymmetrische Kommunikationssituationen mit einem superioren und einem inferioren Kommunikationspartner bedingt ist, wären insbesondere Briefe von sozial höherstehenden Frauen an sozial niederrangigere Männer von Interesse.⁴²⁵ An Quellenmaterial dieser Art ließe sich untersuchen, ob sich Frauen grundsätzlich in einer unterlegenen Rolle fühlten oder inwieweit andere Faktoren den Kommunikationsprozess (stär-

⁴²³ Maier: Einleitung, S. 17.

⁴²⁴ Der Begriff ‚Diskursmuster‘ wird in diesem Kapitel nicht im strengen Sinn rein (pragma)linguistisch ausgelegt, sondern nicht zuletzt aufgrund eines genderspezifischen Blickwinkels weiter gefasst, sodass hinsichtlich der Beschreibung von Topoi auch Ansätze aus der Literaturwissenschaft einfließen.

⁴²⁵ Dass es bei dieser Frage immer nur um Tendenzen und nicht um allgemeingültige Muster gehen kann, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Unter dem Gesichtspunkt genderspezifischer Topoi wäre beispielsweise auch der Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim untersuchenswert. Ute Pott bemerkt, dass diese Korrespondenz nicht von männlicher Überlegenheit und weiblicher Unterlegenheit geprägt sei. Den Grund hierfür sieht Pott vor allem im selbstbewussten Auftreten der Frau (vgl. Pott, Ute: Briefgespräche. Über den Briefwechsel zwischen Anna Louisa Karsch und Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Göttingen 1998, S. 119).

ker) bedingten. Christiane Caroline Lucius, deren Briefe Christian Fürchtegott Gellert als mustergültige Beispiele für die Umsetzung seines Briefideals ansah, beteuerte in ihrer Korrespondenz wiederholt die Inhaltslosigkeit ihrer Briefe: „Ich bin recht erschrocken, itzt da ich überlese, daß ich einen so langen Brief habe schreiben können, der keinen Inhalt hat.“⁴²⁶ Tanja Reinlein, die sich in ihrer Dissertation u. a. mit den Briefen der Caroline Lucius auseinandersetzt, betont, dass diese von der Briefschreiberin oft wiederholte Klage nicht unreflektiert in der Forschungsliteratur übernommen werden dürfe.⁴²⁷ Überzeugend ordnet sie diese Thematik ebenso wie das von Gellert postulierte Natürlichkeitsideal in den Rahmen einer bewusst inszenierten Identitätskonstruktion und Erschreibung des Selbst ein, wofür gerade Briefe ein überaus geeignetes Medium darstellten.⁴²⁸ Sie weist in den Briefen von Caroline Lucius weitere Bescheidenheits- und Demutsgesten nach, die auch für andere Briefschreiberinnen charakteristisch sind.

Zu diesen Topoi gehört beispielsweise die weibliche Geschwätzigkeit, für die sich so manche Briefschreiberin bei ihrem Gegenüber entschuldigt.⁴²⁹ Neben Caroline Lucius, die sich selbst mit den Worten „Oh wie geschwätzig bin ich!“⁴³⁰ tadelt, spricht auch Bettina Brentano in ihrem ersten Brief an Goethe, nachdem sich beide kurz zuvor in Weimar persönlich begegnet waren, von dem „kindliche[n] Geschwätz, das [ihr] doch so ernst ist“.⁴³¹ Allerdings ist hier zu bedenken, dass die

426 Lucius an Gellert, 30. März 1762, in: Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellert's mit Demoiselle Lucius. Nebst einem Anhang, enthaltend: 1. Eine Rede Gellert's, gehalten vor dem Churfürsten in Leipzig. 2. Ein Gedicht Gellert's an den Churfürsten. 3. Ein Brief Rabener's an Gellert, und dessen Antwort. 4. Das Gespräch Gellert's mit dem König Friedrich II. 5. Ein Brief Gellert's an Cramer. Hrsg. von Friedrich Adolf Ebert. Leipzig 1823, S. 130.

427 Vgl. Reinlein, Tanja: Der Brief als Medium der Empfindsamkeit. Erschriebene Identitäten und Inszenierungspotentiale (Epistematika Reihe Literaturwissenschaft, 455). Würzburg 2003, S. 167 f.

428 Vgl. ebd., S. 166–172.

429 Vgl. ebd., S. 175.

430 Die oben zitierte Passage aus dem Brief vom 30. März 1762 von Lucius wird folgendermaßen fortgesetzt: „O wie geschwätzig bin ich! Verzeihen Sie mir ja, liebster Herr Professor. Ich wollte gewiß von allem diesem nichts sagen, ich wollte nur sprechen, daß ich, wenn ichs recht überlege, schreiben mag, wie ich will und wie ich kann. Sie sind sehr gütig gegen mich, das ist einmal gewiß, weil Sie wissen, daß man von mir nicht soviel fordern kann, als von andern, und hernach ist auch ein ungelegener geschwätziger Brief kein so sehr beschwerliches Ding, als ein ungelegener Besuch; denn wenn ich will, daß er schweigen soll, so darf ich ihn ja nur nicht lesen. Was ich hier für tiefsinnige Wahrheiten ausfindig mache! Ich wundre mich, wie ich so von mir selbst darauf kommen kann.“ (Briefwechsel Christian Fürchtegott Gellert's mit Demoiselle Lucius, S. 129 f.).

431 Brief vom 15. Juni 1807, in: Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe. Hrsg. von Reinhold Steig. Leipzig 1922, S. 19.

Briefschreiberin weniger auf das weibliche als vielmehr auf das kindliche Geschwätz abhebt. Sie inszeniert sich bewusst als Kind gegenüber der ‚Vaterfigur‘ Goethe, was auch im Titel ihres publizierten Briefwechsels zum Ausdruck gebracht wird. In ihrem *Briefwechsel mit einem Kinde* schmückte Bettina von Arnim diese Charakterisierung ihres Schreibens weiter aus. Sie wurde eingebunden in eine kurze Episode über die imaginierte Reise ihres Briefes, bis er durch den Postillion in die Hände des Adressaten gelangte:

– und nun bricht Goethe seinen Brief auf, und findet das unmündige Stammeln eines unbedeutenden Kindes. Soll ich noch Verzeihung fordern? – O, Sie wissen wohl, wie übermächtig, wie voll süßen Gefühls das Herz oft ist, und die kindische Lippe kann das Wort nicht treffen, den Ton kaum, der es wiederklingen macht.⁴³²

In Anspielung auf den beträchtlichen Altersunterschied – die Briefschreiberin war im Frühjahr 1807 22 Jahre alt, Goethe 57 – begibt sie sich bewusst in die Rolle einer unschuldigen, unwissenden Tochter, die an die väterliche Nachsicht angesichts ihres unbedeutenden, kindlich-naiven „Geschwätzes“ appelliert. Nun sind solche Bescheidenheits- und Demutstopoi unter den Briefschreiberinnen, aber auch Briefschreibern an Goethe keineswegs eine Seltenheit und gehören – wenn auch meist nicht in der Exaltiertheit einer Bettina Brentano, verheiratete von Arnim – zum Stilrepertoire in Schreiben an höherrangige und wie in diesem Fall berühmte Personen.

Dass der Topos einer den männlichen Briefpartnern vermeintlich nicht ebenbürtigen Frau auch in anderen, weniger asymmetrischen Korrespondenzsituationen vorkommt, sei exemplarisch an einem Brief Johanna Maria Fichtes verdeutlicht. Sie, eine Nichte Friedrich Gottlieb Klopstocks und die Tochter des kultivierten Züricher Wagmeisters und Beamten der Stadt Johann Hartmann Rahn,⁴³³ heiratete 1793 den Philosophen Johann Gottlieb Fichte. Fichte beschreibt sie vor der Eheschließung in einem Brief an seinen Bruder Samuel Gotthelf mit den Worten: „Sie selbst ist die edelste, trefflichste Seele; hat Verstand, mehr als ich, und ist dabei sehr liebenswürdig.“⁴³⁴ Johanna Maria Fichte schreibt später ihrem über 15 Jahre jüngeren Schwa-

⁴³² Arnim, Bettina von: *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde*. Seinem Denkmal, Bd. 1. Berlin 1835, S. 118. – Kursiv durch die Verfasserin hervorgehoben ist die Hinzufügung, die kein Bestandteil des ursprünglichen Briefes war. In der Ausgabe wird dieser Brief einen Monat früher, auf den 15. Mai 1807 datiert. Bemerkenswert ist, dass Bettina von Arnim in der literarisch überarbeiteten Fassung den Abstand zwischen ihr und dem Briefempfänger noch stärker betont.

⁴³³ Vgl. Jacobs, Wilhelm G.: *Johann Gottlieb Fichte. Eine Biographie*. Berlin 2012, S. 26 sowie Kühn, Manfred: *Johann Gottlieb Fichte. Ein deutscher Philosoph*. München 2012, S. 106.

⁴³⁴ GA III, I, S. 223; Nr. 77, zit. nach Jacobs: *Johann Gottlieb Fichte*, S. 41.

ger, dem eben genannten Samuel Gotthelf Fichte: „Sie sind eine gar zu gute Seele, da Ihnen mein Geschreibsel angenehm sein kann; freuen thut's mich freylich; da ich mich nun ganz treuherzig hinsetzen kann, wenn ich Ihnen schreibe; da ich denken darf, der gute Bruder versteht Dich schon, wie du es meinst [...]“. ⁴³⁵

Der von Johanna Maria Fichte gewählte Ausdruck „Geschreibsel“, der Belanglosigkeit und Trivialität impliziert, evoziert eine Unterlegenheit und die damit einhergehende Minderwertigkeit ihrer Briefe gegenüber denen des Schwagers. Dieser Eindruck wird ähnlich wie bei Lucius vor allem durch den Vergleich mit einer angenommenen Erwartungshaltung des männlichen Korrespondenzpartners konstituiert. Die soziale Herkunft hingegen, die ein asymmetrisches Kommunikationsverhältnis bedingen könnte, kann in diesem Fall nicht das ausschlaggebende Kriterium sein, da Johanna Fichte aus der sozial höhergestellten Familie stammte. ⁴³⁶ Vielmehr liegt hier die Vermutung nahe, dass es sich aufgrund der familiären Bindung und dem deutlich jüngeren Schwager um einen Bescheidenheitstopos ihm gegenüber handeln könnte.

Als letztes Beispiel dienen die Briefe Catharina Elisabeth Goethes. Sie selbst charakterisiert sich als „tintenscheu“. Ihr eigentliches Element sei das Erzählen, nicht aber das Schreiben, heißt es an Bettina Brentano. ⁴³⁷ In einem Brief an Christiana Vulpius beteuert sie: „Daß das Buchstawiren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört – müßt Ihr verzeihen – der Fehler lage am Schulmeister.“ ⁴³⁸ Der Bezug zum „Buchstawiren“ deutet hier an, dass sich die Selbstkritik nicht nur auf die kalligraphische Ebene beschränkt, sondern wohl auch die Grammatik und Orthographie einschließt. ⁴³⁹ Allerdings gilt auch hier ähnlich wie im Fall der Caroline Lucius auf inhaltlicher Ebene, dass dieses Urteil nicht ohne Weiteres von der Forschungsliteratur übernommen werden sollte. Catharina

435 Achtundvierzig Briefe von Johann Gottlieb Fichte und seinen Verwandten. Hrsg. von Moritz Weinhold. Leipzig 1862, S. 54.

436 Johanna Maria Fichtes Vater stammte aus einem Rats- und Theologengeschlecht, während Johann Gottlieb und Samuel Gotthelf Fichte aus einer einfachen Handwerker- und Bauernfamilie kamen und zunächst in dürftigen Verhältnissen aufwuchsen (vgl. Zeltner, Hermann, Art. „Fichte, Johann Gottlieb“. In: NDB 5 (1961), S. 122–125, Online-Version: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118532847.html#ndbcontent> (04.02.2024).

437 Am 13. Juni 1807 an Bettina Brentano: „Auf deine Herkunft freue ich mich gar gar sehr, da wollen wir eins zusammen Schwatzen – denn das ist eigentllich meine Rolle worinn ich Meister bin – aber Schreiben! so Tintenscheu ist nicht leicht jemand – darum verzeihe wenn ich nicht jeden deiner mir so theuren Briefe beantworte [...]“. (Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 2, S. 158).

438 Brief vom 16. Mai 1807, in: Ebd., S. 156.

439 Eigenheiten ihrer Briefe im Vergleich mit schriftlichen Zeugnissen professioneller Schreiber wurden in der Literatur wiederholt betont (vgl. u. a. Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 125 sowie Gräf: Einführung, S. XXIX).

Elisabeth Goethe mag tatsächlich die von ihr erwähnten Defizite hinsichtlich ihrer Schreibkompetenz empfunden haben; schließlich äußerte sie die Selbstkritik in den erwähnten Beispielen – anders als Lucius, die sich in ihrem Briefwechsel mit Gellert in einer asymmetrischen bzw. nach Watzlawik⁴⁴⁰ komplementären Kommunikationssituation in inferiorer Position befand – gegenüber vertrauten, ihr nahestehenden Personen in einer Kommunikationssituation, in welcher sie die Ältere, die Erfahrenere war. Gleichwohl stehen dieser von Catharina Elisabeth Goethe proklamierten Abneigung gegen das Schreiben ein weitverzweigtes Korrespondenznetzwerk sowie ihr beträchtliches Schreibpensum bis ins hohe Alter hinein entgegen. Auch die starke Adressatenorientierung ihrer anschaulichen und lebendigen, oftmals seitenlangen Briefe weist sie als versierte Briefschreiberin aus. Die Frage nach topischen Zügen ist bei Catharina Elisabeth Goethe nicht so eindeutig zu beantworten wie in den zuvor besprochenen Beispielen. Wenn es sie gibt, so sind sie schwächer ausgeprägt als bei den auf den Briefinhalt abzielenden Beispielen.

Nachdem die Selbstwahrnehmung Christiana von Goethes anhand ihrer metasprachlichen Äußerungen in ihren Briefen oben bereits aufgezeigt wurde, stellt sich auch hier die Frage nach topischen Zügen. Dabei sind die Betrachtungsebenen erneut zu differenzieren: In den überlieferten Briefen Christiana von Goethes spielen Zweifel über die inhaltliche Ausgestaltung oder Bedenken wegen eines befürchteten mangelnden Interesses des Korrespondenzpartners an den gewählten Themenbereichen keine signifikante Rolle, auch nicht in den Briefen an Nicolaus Meyer. Die Verunsicherung, die sich gelegentlich in den Briefen Christiana von Goethes widerspiegelt, bezieht sich vielmehr auf den mechanischen Schreibvorgang und möglicherweise die Orthographie. Insofern richtet sich unser Blick auf Letztgenanntes.

Könnte man zunächst geneigt sein, in einzelnen Entschuldigungen von Christiana Vulpius wegen ihres Schreibens⁴⁴¹ oder ihres offenkundigen Schreibunwillens ähnlich topische Züge zu vermuten, wie dies für die vermeintlich „inhaltsleeren“ oder „geschwätzigen“ Briefe anderer Frauen gezeigt werden konnte, so spricht doch vieles dagegen, dass es sich in den Vulpius-Briefen um reine (Bescheidenheits-)Topoi oder Demutsgesten handelt. Christiana Vulpius' Charakterisierungen des eigenen Schreibens sind beispielsweise im Gegensatz zu dem erwähnten Brief Bettina Brentanos nicht stilisiert bzw. literarisch überformt. Dass Christiana Vulpius im Umgang mit Feder und Tinte weniger versiert war als die meisten bekannten Briefschreiberinnen der Zeit, geht nicht nur aus ihren eigenen Briefen hervor, sondern ist auch in Aufzeichnungen aus dem engsten Familienkreis erkennbar. So erklärt ihr Bruder,

⁴⁴⁰ Watzlawick, Paul / Bavelas, Janet Beavin / Jackson, Don D.: *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. Bern / Stuttgart / Wien 1969, S. 78–80.

⁴⁴¹ Vgl. JWG3 und JWG63.

Christian August Vulpius, einen ihrer Auftragsbriefe an Goethe damit, dass sie „eben nicht sehr geschwinde mit der Feder fortkömmt“. ⁴⁴² Auch Goethe rechtfertigte das Ausbleiben von Briefen seiner Frau an Bettina Brentano mit deren geringer Schreibmotivation: „Da unter allen Seligkeiten, deren sich meine Frau vielleicht rühmen möchte, die Schreibseligkeit die allergeringste ist; so verzeihen Sie, wenn sie nicht selbst die Freude ausdrückt, die Sie ihr gemacht haben.“ ⁴⁴³

Diese Einschätzungen werden in ihrer Glaubwürdigkeit gestützt durch die Tatsache, dass Christiana von Goethe das Niederschreiben von Briefen im Laufe der Zeit immer weniger selbst praktizierte und wann immer möglich Goethes Schreibern oder später ihren Gesellschafterinnen überließ. ⁴⁴⁴ In der Korrespondenz mit Nicolaus Meyer fällt dies von Beginn an auf. ⁴⁴⁵ Nach der Überlieferungslücke zwischen 1804 und 1810 ist auch unter den Briefen an Goethe neben kurzen angefügten Textpassagen unter diktierten Briefen nur noch ein eigenhändig geschriebener Brief bekannt. In ihren diktierten Briefen finden sich kaum vergleichbare metasprachliche Äußerungen über den Schreibprozess wie in den eigenhändigen Briefen. ⁴⁴⁶

Die Absenz solcher Topoi in den Vulpius-Briefen ist nicht zuletzt im Zusammenhang mit unterschiedlichen kulturellen Prägungen und einem damit verbundenen Wissensgrad über Diskurstraditionen und -muster zu sehen, deren individuelle Kenntnis einen grundlegenden Einfluss auf die Gestaltung bzw. den Gestaltungsspielraum des Privatbriefs hat. ⁴⁴⁷ Da „alles Sprechen und Schreiben kulturellen Traditionalitäten unterliegt“, ⁴⁴⁸ kann man davon ausgehen, dass diese Prägungen und dieser Wissenserwerb maßgeblich durch die Sozialisation mitbestimmt werden. Obwohl Christiana Vulpius' Familie bemüht war, die Bildungstradition vor allem in

⁴⁴² GC I, Nr. 184.

⁴⁴³ Brief vom 20. April 1808, WA IV, 20, S. 49.

⁴⁴⁴ Dass sie nicht nur an Nicolaus Meyer ihre Briefe bevorzugt in diktierter Form verfasste, sondern gelegentlich auch an Catharina Elisabeth Goethe, geht implizit aus deren Brief an die spätere Schwiegertochter vom 7. Mai 1798 hervor: „Meinen besten Danck vor Ihren lieben letzten Brief, ich erkenne es wie ich soll daß Sie mir /: seye es dictirt oder selbst geschrieben:/ so angenehme Neuigkeiten von Weimar haben zukommen laßen –“ (Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 2, S. 47).

⁴⁴⁵ Der erste überlieferte Brief von Christiana Vulpius stammt aus dem Jahr 1802, wenngleich die Korrespondenz schon früher eingesetzt haben muss. Meyers erster erhaltener Brief datiert Hans Kasten zufolge auf den 14. August [1800] (vgl. Kasten, S. 2).

⁴⁴⁶ In ihren diktierten Briefen findet sich ein Hinweis darauf, dass auch das Diktieren nicht immer reibungslos verlief (vgl. GC II, Nr. 600 sowie Kapitel 3.5.5).

⁴⁴⁷ Vgl. einführend zu Diskurstraditionen im Privatbrief Schrott: *Präsente Schreiber(innen)*, S. 480.

⁴⁴⁸ Schrott: *Präsente Schreiber(innen)*, S. 480.

der männlichen Linie so gut wie möglich unter den gegebenen Lebensumständen aufrecht zu erhalten, gehörten insbesondere die Frauen der Familie Vulpus nicht zur klassischen Trägerschicht der Briefkultur, allein schon, weil gewisse finanzielle Spielräume (Papier, Tinte und Porto waren nach wie vor verhältnismäßig teuer) eine Grundvoraussetzung für die Partizipation an der Briefkultur bzw. an Briefkorrespondenzen waren. Es ist folglich davon auszugehen, dass Christiana Vulpus in ihrer Kindheit im Gegensatz zu den meisten bekannten und versierten Briefschreiberinnen wenig Gelegenheit hatte, geschlechts- oder rollenspezifische Kommunikationsmuster im schriftlichen Austausch einzuüben.

3.3 Verortung innerhalb der (weiblichen) Trägerschichten der Briefkultur

Die deutsche Briefkultur des 18. Jahrhunderts, die mit einem stark zunehmenden Austausch von Privatbriefen einherging, wurde maßgeblich vom deutschen Bürgertum getragen; die bürgerlichen Briefschreiber und Briefschreiberinnen spielten mithin bei der Neuausrichtung und nachhaltigen Prägung dieser Gattung eine zentrale Rolle.⁴⁴⁹ Von besonderer Bedeutung und Bekanntheit sind die Briefe von Dichtern und Schriftstellern, auf denen das Hauptaugenmerk der neugermanistischen literaturwissenschaftlichen Editions- und Forschungspraxis lange Zeit fast ausschließlich lag. Die Bedeutung von Briefen der Schriftsteller als „Supplemente ihrer Dichtungen“⁴⁵⁰ wurde schon früh erkannt. So wurden sie als biographische Zeugnisse auch in Werkausgaben aufgenommen.⁴⁵¹

Die große Relevanz von Briefen nicht zuletzt für den eigenen Schaffensprozess unterstreichen noch zu Lebzeiten publizierte Briefwechsel, wie Goethes Korrespondenz mit Schiller, die Goethe selbst 1828/29 drucken ließ.⁴⁵² Briefkultur und Literatur waren auf das Engste miteinander verwoben: Der deutliche Bezug der Briefkultur zu den deutschen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts legt bereits den Anspruch nahe, der von diesem Kreis an Briefe gestellt wurde. Nicht nur viele der bekannten männlichen Träger der neuen Briefkultur waren schriftstel-

⁴⁴⁹ Vgl. Nickisch: Brief, S. 44.

⁴⁵⁰ Oellers: Brief, S. 33.

⁴⁵¹ Vgl. hierzu u. a. Nickisch: Brief, S. V. – Exemplarisch sei verweisen auf die Weimarer Ausgabe (sog. Sophienausgabe) von Goethes Werken, die in ihrer IV. Abteilung auch die Briefe Goethes enthält, die Schiller-Nationalausgabe, die auch seinen Briefwechsel umfasst, oder auch die Säkularausgabe von Heinrich Heines Werken, seinem Briefwechsel und den Lebenszeugnissen.

⁴⁵² Vgl. Golz: Art. „Brief“, S. 253.

lerisch tätig, sondern auch einige der einflussreichsten Verfasser von Briefstellern, wie Christian Fürchtegott Gellert und Carl Philipp Moritz.⁴⁵³

Darüber hinaus waren es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vornehmlich Frauen des Bildungsbürgertums, die großen Anteil an der Briefkultur nahmen und diese prägten. Für die Briefsteller wurden sie zu einem wichtigen Zielpublikum.⁴⁵⁴ Frauen galten – vor allem seit Gellert – als prädestiniert für die Komposition von Briefen, die dem ‚natürlichen‘ Briefideal folgen sollte: „Das Schreiben von Briefen galt als weibliche Tätigkeit.“⁴⁵⁵ Für Frauen eröffnete der zunehmend erschwingliche und schneller werdende Briefverkehr neue Kontaktmöglichkeiten und ließ sie damit aus der Beschränkung der häuslich-familiären Lebenswelt heraustreten.⁴⁵⁶ Der weibliche Korrespondenzbereich weitete sich dementsprechend über den engen familiären Kontext hinaus aus, vor allem in Form von Freundschaftsbriefen. Briefe wurden nicht mehr nur mit weiter entfernt lebenden Personen ausgetauscht, sie wurden auch über kurze Distanzen oder gar innerhalb derselben Stadt hin- und hergeschickt.⁴⁵⁷ Das Briefschreiben avancierte zu einem unverzichtbaren Bestandteil der geselligen Kultur und der

453 Vgl. u. a. Grimberg, Martin / Hölscher, Thomas: „Als ob man spräche“. Die private Korrespondenz. In: Grosse, Siegfried u. a. (Hrsg.): „Denn das Schreiben gehört nicht zu meiner täglichen Beschäftigung“. Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten aus dem 19. Jahrhundert. Ein Lesebuch. Bonn 1989, S. 89–91, hier S. 89. – Zu den sozialbiographischen Hintergründen der Verfasser von Briefstellern, jedoch vornehmlich aus dem 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vgl. Furger: Briefsteller, S. 32–35.

454 Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis und Brieflehre, S. 230–232; Furger: Briefsteller, S. 83–86; Nickisch, Reinhard M. G.: Briefkultur: Entwicklung und sozialgeschichtliche Bedeutung des Frauenbriefes im 18. Jahrhundert. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. München 1988, S. 389–409.

455 Niemeyer, Beatrix: „Angenehme Sittenlehrer“. Briefe und Weiblichkeit im 18. Jahrhundert. Kritische Anmerkungen zu Norbert Elias. In: Klein, Gabriele / Liebsch, Katharina (Hrsg.): Zivilisierung des weiblichen Ich (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1305). Frankfurt a. M. 1997, S. 185–205, hier S. 200. – Einführend zu Frauenbriefen vgl. u. a.: Becker-Cantarino, Barbara: Leben als Text. Briefe als Ausdrucks- und Verständigungsmittel in der Briefkultur des 18. Jahrhunderts. In: Gnüg, Hiltrud / Möhrmann, Renate (Hrsg.): Frauen, Literatur, Geschichte. Schreibende Frauen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Stuttgart: 2., vollst. neu bearb. und erw. Aufl. 1999, S. 129–146; Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik; Brockmeyer: Geschichte des deutschen Briefes, S. 254–300; Nickisch, Reinhard M. G.: Die Frau als Briefschreiberin im Zeitalter der deutschen Aufklärung. In: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. 3 (1976), S. 29–65 sowie Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis, insb. S. 230–275.

456 Vgl. Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 131.

457 Beispiele für eine hohe Korrespondenzdichte von zwei Personen, die nur wenige hundert Meter voneinander entfernt wohnten, sind u. a. die Briefwechsel von Goethe mit Charlotte von Stein (vor allem in Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt bis zur Italienreise) oder von Goethe mit Schiller (der ab 1799 ebenfalls in Weimar wohnte).

zwischenmenschlichen Beziehungen.⁴⁵⁸ Als Verständigungs- und gemeinschaftstiftendes Kommunikationsmittel ist der Brief aus dem (literarischen) Freundschaftskult des sich formierenden Bildungsbürgertums kaum wegzudenken.⁴⁵⁹

Überdies spielte der Brief als Bildungsmedium eine wesentliche Rolle: Als Kommunikationsmittel bot er Frauen aus den gehobeneren Kreisen die Möglichkeit, ihre Beschränkung auf den häuslich-familiären Bereich aufzubrechen, sich an Diskursen zu beteiligen und so ihren eigenen Wissenshorizont zu erweitern. Der briefliche Austausch eignete sich dafür besonders, weil er eine Partizipation der Frauen ermöglichte, ohne dass sie aus der ihr zugeschriebenen häuslich-privaten Sphäre heraustreten mussten. Das Briefschreiben war folglich mit ihren Pflichten als Mutter, Hausfrau und Gattin kompatibel.⁴⁶⁰ Beatrix Niemeyer weist in diesem Zusammenhang auf die doppelte Funktion des Briefes für Frauen hin: einerseits als Bildungsinstrument, um den eigenen Wissenserwerb voranzutreiben, solange den Frauen der Zugang zur institutionalisierten höheren Bildung weitestgehend verwehrt blieb, und andererseits als ein Medium zur Ausbildung und Einübung weiblicher Verhaltensmuster.⁴⁶¹

Frauen avancierten im 18. Jahrhundert zu brillanten, geschätzten Briefschreiberinnen, die den Männern in dieser Domäne in nichts nachstanden und diese

⁴⁵⁸ Vgl. Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 162.

⁴⁵⁹ Vgl. Barner, Wilfried: Gelehrte Freundschaft im 18. Jahrhundert. Zu ihren traditionellen Voraussetzungen. In: Mauser, Wolfram / Becker-Cantarino, Barbara (Hrsg.): Frauenfreundschaft – Männerfreundschaft. Literarische Diskurse im 18. Jahrhundert. Tübingen 1991, S. 23–45; Niemeyer, Beatrix: Der Brief als weibliches Bildungsmedium im 18. Jahrhundert. In: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, Bd. I, S. 440–452, hier S. 443 und Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis, S. 238–242.

⁴⁶⁰ Vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis, S. 232 und 236 f.

⁴⁶¹ Vgl. Niemeyer: „Angenehme Sittenlehrer“. Briefe, S. 200 f. sowie Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 442 f. – Die Briefkultur des 18. Jahrhunderts eröffnete für Frauen neue Möglichkeiten, um sich selbst weiterzubilden und die häusliche Sphäre mittels epistolarer Netzwerke auszudehnen oder zu überschreiten; gleichzeitig wirkte diese restringierend. Niemeyer begründet den normativen Einfluss von Briefen mit deren öffentlichem oder halböffentlichem Charakter. Da Privatbriefe oft nicht nur vom Empfänger selbst gelesen wurden (sondern auch vorgelesen und weitergereicht, selten auch abgeschrieben werden konnten), mussten Frauen stets bedenken, dass das Geschriebene in Form und Inhalt von einem größeren Rezipientenkreis nicht nur zur Kenntnis genommen, sondern auch bewertet werden konnte. Dass Briefe auch ein Mittel zur Bildung und Formung eines bürgerlichen Weiblichkeitsideals sein konnten, zeigt Niemeyer beispielhaft an Korrespondenzen von Brautpaaren. In diesen werden nicht nur Machtverhältnisse, sondern auch die künftige Rollenverteilung ausgehandelt und ein entsprechendes Rollenverhalten als Vorbereitung auf die künftige Ehe eingeübt (vgl. Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 444–448). – Arto-Haumacher weist ebenfalls darauf hin, dass Briefwechsel als Instrument der „Pädagogisierung“ der Frauen nach männlichen Normvorstellungen diente (vgl. ders.: Gellerts Briefpraxis, S. 242–248).

bisweilen übertrafen. Nickisch fasst diesen Befund treffend zusammen: „Von den deutschen Aufklärern und Brieflehrern ermuntert, von großen ausländischen Beispielen herausgefordert, wurden viele Frauen hierzulande in kürzester Zeit zu Meisterinnen des Briefschreibens – der Brief wurde gleichsam zur weiblichen Paragattung.“⁴⁶² Das Schreiben schöner, wohlgestalteter Briefe wurde gewissermaßen zur „Visitenkarte der individuellen Persönlichkeit“; es gehörte ähnlich wie das Tanzen oder Musizieren zu den „gesellige[n] Fähigkeiten“.⁴⁶³ Zu denjenigen Frauen, deren Briefe bislang besondere Beachtung fanden, gehören u. a. Luise Adelgunde Victorie Gottsched, Margarete (Meta) Klopstock, Margaretha Elisabeth (Elise) Reimarus, Marie Sophie von La Roche oder später Caroline Schelling, Rahel Varnhagen von Ense und Bettina von Arnim. Für viele dieser Frauen wurde das Verfassen von Briefen zu einem Experimentierfeld für literarisches Schreiben: Briefe waren „die Schule der schreibenden Frauen“,⁴⁶⁴ wie es bei Barbara Becker-Cantarino in Anlehnung an Virginia Woolf heißt.

Allerdings war es längst nicht allen schreibkundigen Frauen möglich, an der Briefkultur zu partizipieren; vielmehr beschränkte sich dies auf „die vergleichsweise gebildeten, wohlhabenden Frauen mit einiger Muße zum Schreiben“,⁴⁶⁵ die meist aus dem (gehobenen) Bürgertum und zum Teil dem Adel stammten. Der Anteil der Frauen mit diesen Freiräumen an der Gesamtbevölkerung lässt sich kaum beziffern, ist aber wohl als verhältnismäßig gering einzuschätzen. Zu fragen ist hier zunächst auf allgemeiner Ebene, wie hoch die Alphabetisierungsrate im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert war.

Die Angaben in der Forschungsliteratur differieren zum Teil beträchtlich. Häufig zitiert werden die Angaben Rudolf Schendas, der in seiner 1970 erschienenen Publikation davon ausging, dass „in Mitteleuropa um 1770: 15 %, um 1800:

⁴⁶² Nickisch: Briefkultur, S. 391.

⁴⁶³ Beide Zitate bei Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 166.

⁴⁶⁴ Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 129; auch Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 150. – Zum emanzipatorischen Charakter und Impuls des Briefschreibens für Frauen vgl. als kurzen Überblick auch Nickisch: Brief, S. 206–208. Diesen neuen Chancen, die das Medium Brief den Frauen bot, stehen zugleich Restriktionen gegenüber, die Arto-Haumacher vor allem am Beispiel von Gellerts Brieflehre und anhand des Briefwechsels mit Caroline Lucius verdeutlicht (vgl. Arto-Haumacher: Gellerts Briefpraxis, S. 248–256). Gellert – und dies ist symptomatisch – wollte mit seinen Ermunterungen des weiblichen Briefschreibens keinesfalls literarische Ambitionen der Frauen fördern. Für die männlichen Schriftsteller war die Beschränkung der schreibenden Frauen auf das Medium des Briefes eine gute Möglichkeit, um diese vom literarischen Markt, d. h. von der eigenen Publikation von Werken, fernzuhalten (vgl. Nickisch: Frau als Briefschreiberin, S. 58–60 sowie Nickisch: Briefkultur, S. 389).

⁴⁶⁵ Becker-Cantarino: Leben als Text, S. 131 sowie Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 162.

25 %, um 1830: 40 %, um 1870: 75 % und um 1900: 90 % der Bevölkerung über sechs Jahre als potentielle Leser in Frage kommen“.⁴⁶⁶ Nickisch geht basierend auf den Angaben von Sabine Schumann von ähnlichen Zahlen aus: Von den etwa 23 Millionen Menschen, die um 1789 im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation lebten, seien etwa fünf Millionen (weniger als 20 %) alphabetisiert gewesen und der Anteil der Frauen, die des Lesens und Schreibens mächtig waren, habe bei höchstens zwei Millionen gelegen.⁴⁶⁷ Diese Schätzungen sind nach jüngeren regionalen Untersuchungen deutlich nach oben zu korrigieren.⁴⁶⁸

Roger Chartier geht in Europa Ende des 18. Jahrhunderts von 60 bis 70 % alphabetisierten Männern und etwa 40 Prozent alphabetisierten Frauen aus.⁴⁶⁹ Siegert, der die Forschungsergebnisse einer Tagung von 1999 zusammenfasst, konstatiert für die deutschen Regionen in der Zeit um 1800 einen Alphabetisierungsgrad von wenigstens 60 % für Frauen, während dieser bei Männern deutlich höher liegen konnte.⁴⁷⁰ Es zeichnet sich also eine erhebliche Diskrepanz im Grad der Schreibfä-

466 Schenda, Rudolf: *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770–1910* (Studien zur Philosophie und Literatur des 19. Jahrhunderts, 5). Frankfurt a. M. 1970, S. 444 f. – Zur Einbettung dieser Arbeit und einer kritischen Reflexion der genannten Zahlen vgl. Siegert, Reinhart: Zur Alphabetisierung in den deutschen Regionen am Ende des 18. Jahrhunderts. Methodische Überlegungen und inhaltliche Bausteine aus Quellenmaterial der Volksaufklärung. In: Bödeker, Hans Erich / Hinrichs, Ernst (Hrsg.): *Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der frühen Neuzeit* (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 26). Tübingen 1999, S. 283–307, hier S. 286.

467 Vgl. Nickisch: *Briefkultur*, S. 390 sowie Schumann, Sabine: Das „lesende Frauenzimmer“. *Frauenzeitschriften im 18. Jahrhundert*. In: Becker-Cantarino: *Die Frau von der Reformation zur Romantik*, S. 138–169, hier S. 139. – Diese Angaben sind selbstverständlich nur als eine grobe Orientierung zu verstehen, zumal die Untersuchung der Alphabetisierung auf Grundlage der Signierfähigkeit mit methodologischen Schwierigkeiten verbunden ist und die regionalen Unterschiede groß sein konnten. Anhand der Signierfähigkeit kann also weder die genaue Verteilung der Schreibfertigkeit gemessen (Unterschreiben zu können ist nicht mit Schreiben als kultureller Praxis gleichzusetzen) noch die exakte Verteilung der Lesefähigkeit angegeben werden, die weiter verbreitet als die Schreibfähigkeit war (vgl. Chartier: *Praktiken des Schreibens*, S. 115 f.).

468 Der Sprachwissenschaftler Joachim Gessinger weist mit Blick auf die „pessimistischen“ Schätzungen Schendas darauf hin, dass diese die Vervielfachung von Auflagen und Werken insbesondere der Trivilliteratur nicht erklären können. Zwischen 1786 und 1800 kam es zu einer Verdopplung der jährlich erschienenen deutschsprachigen Titel. Diese mussten schließlich ein Lesepublikum haben (vgl. Gessinger, Joachim: *Kommunikative Verdichtung und Schriftlichkeit: Lesen, Schreiben und gesellschaftliche Organisation im 18. Jahrhundert*. In: Gardt, Andreas / Mattheier, Klaus J. / Reichmann, Oskar (Hrsg.): *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien* (Reihe Germanistische Linguistik, 156). Tübingen 1995, S. 279–306, hier S. 280 f.).

469 Vgl. Chartier: *Praktiken des Schreibens*, S. 121.

470 Siegert: *Alphabetisierung*, S. 286.

higkeit zwischen Männern und Frauen ab; Studien haben gezeigt, dass die Signierfähigkeit in der Frühen Neuzeit bei Männern um etwa 25 bis 30 Prozent höher lag als bei Frauen. Neben regionalen Unterschieden sowie einem Gefälle zwischen der Stadt- und der Landbevölkerung sind ferner Differenzen nach sozialer Schicht zu beachten.⁴⁷¹ Hans Erich Bödeker und Ernst Hinrichs betonen, dass die Literalisierung um 1800 als vielgestaltiges Phänomen zu denken ist und Literalisierungsprozesse somit „als höchst variable soziale Praktiken“⁴⁷² zu interpretieren seien.

Obwohl die historischen Gegebenheiten im Einzelnen differenziert zu betrachten sind, kann man davon ausgehen, dass Frauen aus dem Kleinbürgertum oder den Unterschichten folglich selten des Schreibens mächtig waren.⁴⁷³ Die meisten von ihnen besaßen also weder die Fähigkeit noch verfügten sie über die zeitlichen und finanziellen Ressourcen zum Briefschreiben. Ausführliche, wohlgeformte und wohlgestaltete Briefe, die nicht selten zum „reinen Zeitvertreib“⁴⁷⁴ geschrieben wurden, sind aus dieser sozialen Schicht kaum zu erwarten. Nickisch konstatierte demzufolge:

Wer von der Frau als Briefschreiberin in der deutschen Aufklärung handelt, muß sich eingestehen, daß er lediglich imstande ist, die Möglichkeiten und Leistungen der sehr schmalen Schicht gebildeter bürgerlicher (und natürlich zum Teil adliger) Frauen zu beschreiben. Wir können so gut wie nichts sagen über Briefe von Mägden, Köchinnen, Kammerzofen, Flickschusterfrauen, Marktweibern, Bäuerinnen und Tagelöhnerinnen, also von Frauen der Unterschicht, deren Zahl ungleich größer ist als die der Bürgerfrauen. Wir können über die Briefe von neun Zehnteln aller Frauen jener Zeit nichts sagen, weil sie, von geringen Ausnahmen abgesehen, nicht geschrieben wurden oder aber nicht erhalten sind [...].⁴⁷⁵

471 Vgl. Chartier: *Praktiken des Schreibens*, S. 119–121. – Für eine Zusammenfassung weiterer Faktoren mit Schwerpunkt insbesondere auf der regionalen und interkonfessionellen Differenzierung vgl. Siegert: *Alphabetisierung*, S. 286 sowie S. 294–298.

472 Vgl. Bödeker, Hans Erich / Hinrichs, Ernst: *Einleitung*. In: Dies. (Hrsg.): *Alphabetisierung und Literalisierung*, S. 3–7, hier S. 7.

473 Rolf Engelsing, der in seiner Studie zu den deutschen Mittel- und Unterschichten ein Kapitel der Lektüre von Dienstboten widmet, deutet auch innerhalb dieser Gruppe die Spannweite der Schreibfähigkeit an: Während Diener in wohlhabenden Frankfurter Patrizier-Haushalten schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts hervorragend Briefe schreiben konnten, beherrschten Dienstmädchen in der Mitte des 18. Jahrhunderts die Kunst des Briefschreibens teilweise gut, teilweise leidlich und teilweise gar nicht, vgl. ders.: *Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 4). Göttingen 1978, S. 197; eine kurze, kritische Auseinandersetzung mit Engelsing's Arbeit ist zu finden bei Siegert: *Alphabetisierung*, S. 284.

474 Vgl. Becker-Cantarino: *Schriftstellerinnen der Romantik*, S. 162; auch Becker-Cantarino: *Leben als Text*, S. 131. – Zur Aufhebung der Zweckbindung des Mediums Brief vgl. Anderegg, Johannes: *Schreibe mir oft! Zum Medium Brief zwischen 1750 bis 1830*. Göttingen 2001, S. 17–19.

475 Nickisch: *Frau als Briefschreiberin*, S. 30.

Diese Feststellung hat auch über vierzig Jahre später kaum an Aktualität verloren: Nach wie vor wissen wir verhältnismäßig wenig über die Briefe und die Briefsprache von Frauen (und Männern) aus der breiten Bevölkerung, auch wenn sich vor allem die sprachgeschichtliche, soziolinguistisch orientierte Forschung auf internationaler Ebene diesem Thema in den letzten Jahrzehnten sehr viel stärker gewidmet hat.⁴⁷⁶ Hinsichtlich der Auswertung von Frauenbriefen wurde der Schwerpunkt auf der gebildeten Schicht bzw. den höheren Ständen nicht zuletzt durch die langjährige Editionspraxis begünstigt. Um 1900 gerieten vornehmlich Zeugnisse von Frauen in den Fokus, die entweder von kulturgeschichtlicher Relevanz waren oder – was noch häufiger der Fall war – die im Umfeld einer bedeutenden Persönlichkeit entstanden waren, sodass man sich von den Briefen einen Beitrag zur Erhellung des Lebens, Werks oder Wirkens der großen deutschen Schriftsteller und Gelehrten erhoffte. In diesen Entstehungskontext gehören die frühen Editionen der Briefe von Catharina Elisabeth Goethe, Charlotte von Stein, Marianne von Willemer, Charlotte von Schiller, Caroline von Wolzogen, Caroline von Humboldt, Sophie Mereau, Caroline Schelling oder Bettina von Arnim, aber auch von Christiana von Goethe.⁴⁷⁷ Dabei ist zu bedenken, dass Zeugnisse von Frauen aus dem Umkreis berühmter Männer von vornherein eine größere Überlieferungschance besaßen als Zeugnisse von unbekannten Frauen, auch wenn diese selbst schriftstellerisch tätig waren.⁴⁷⁸ Dies gilt in noch viel stärkerem Maß für Briefe und andere Ego-Dokumente von Frauen und Männern der mittleren und unteren Bevölkerungsschichten.⁴⁷⁹

⁴⁷⁶ Vgl. insb. Elspaß: Sprachgeschichte von unten; Schiegg: Flexible Schreiber sowie die Sammelbände von Auer, Anita / Schreier, Daniel / Watts, Richard J. (Hrsg.): *Letter Writing and Language Change* (Studies in English Language). Cambridge/UK 2015; Dossena, Marina / Del Lungo Camiciotti, Gabriella (Hrsg.): *Letter Writing in Late Modern Europe* (Pragmatics & Beyond New Series, 218). Amsterdam / Philadelphia 2012; Elspaß, Stephan u. a. (Hrsg.): *Germanic Language Histories „from below“ (1700–2000)* (Studia Linguistica Germanica, 86). Berlin 2007; Rutten, Gijsbert / van der Wal, Marijke J. (Hrsg.): *Letters as Loot. A Sociolinguistic Approach to Seventeenth- and Eighteenth-century Dutch* (Advances in Historical Sociolinguistics, 2). Amsterdam / Philadelphia 2014; van der Wal, Marijke / Rutten, Gijsbert (Hrsg.): *Touching the Past. Studies in the Historical Sociolinguistics of Ego-documents* (Advances in Historical Sociolinguistics, 1). Amsterdam u. a. 2013.

⁴⁷⁷ Eine der wenigen neueren gedruckten Editionen: „Meine liebe Marie“ – „Werthester Herr Professor“. Der Briefwechsel zwischen August Wilhelm von Schlegel und seiner Bonner Haushälterin Maria Löbel. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. u. kommentiert v. Ralf Georg Czapla und Franca Victoria Schankweiler. Bonn 2012.

⁴⁷⁸ Vgl. Becker-Cantarino: Schriftstellerinnen der Romantik, S. 160, vgl. auch Becker-Cantarino: *Leben als Text*, S. 144 f. sowie Nickisch: *Frau als Briefschreiberin*, S. 61, Anm. 4.

⁴⁷⁹ Vgl. allgemein zur sozial bedingten Überlieferungschance Esch, Arnold: Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers. In: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), Heft 3, S. 529–570. Der Mediävist Esch konstatiert, dass „die Chance, in eine Quelle zu kommen und überliefert zu werden, auch sozial bedingt [ist]. Nicht nur der Mediävist,

Allen voran soziolinguistische Forschungen haben gezeigt, dass es dennoch möglich ist, mit etwas größerem Rechercheaufwand Selbstzeugnisse von Menschen aus den mittleren und unteren Bevölkerungsschichten in Archiven zutage zu fördern, was Marina Dossena und Gabriella Del Lungo Camiciotti wie folgt formulieren:

Over the centuries, the correspondence of the great and the good has been edited, published and republished, giving as much attention to familiar letters as to business ones. But in the same libraries and archives where such correspondence is held, other apparently marginal notes [...] may have remained unnoticed for years, for the very simple reason that the people who wrote them did not get to play an official role in the history of their country, or in its literary development [...].⁴⁸⁰

Aus der Auswertung solcher Quellen ist in den letzten Jahren ein fruchtbarer Perspektivwechsel innerhalb der Sprachgeschichte von „oben“ nach „unten“ entstanden. Freilich wird sich der lange zurückreichende Primat der Perspektive von „oben“, d. h. die Konzentration auf die Auswertung von Zeugnissen vergleichsweise gebildeter und geübter Schreiberinnen und Schreiber, erst allmählich zugunsten einer ausgewogeneren Sichtweise auflösen, die Quellen aus allen Bevölkerungsschichten berücksichtigt. Erst ein solch erweiterter Blickwinkel wird neben den literarisch-hochsprachlichen Zeugnissen zeigen, wie die „breite Masse“ geschrieben hat (so sie des Schreibens mächtig war). Daraus wird sich sukzessive ein genaueres Bild des *gesamten* Spektrums schriftlicher Äußerungen zeichnen lassen.

Eine vor allem schichtbezogene Gegenüberstellung bzw. Differenzierung, wie sie auch mit den Perspektiven von „oben“ bzw. „unten“ angedeutet wird, liegt nahe für eine Zeit, in der die soziale Herkunft die Bildungschancen in sehr hohem Maß determinierte und limitierte: Schreibfähigkeit bzw. Alphabetisierung standen in engem Zusammenhang mit der sozialen Schicht. Die Alphabetisierung verbreitete sich in der Gesellschaft unterschiedlich schnell in Abhängigkeit vom sozialen Rang und Geschlecht: Personen, die sozial höhergestellt waren, erwarben Lese- und Schreibfähigkeiten früher als Menschen aus den unteren Gesellschaftsschichten. Die Wahrscheinlichkeit, dass Männer bzw. Söhne schreiben lernten, war höher als bei Frauen bzw. Töchtern.⁴⁸¹ So kann man davon ausgehen, dass auch in den mittleren und unteren Schichten Männer häufiger lesen und schreiben konnten als

auch der Neuhistoriker weiß, daß historische Überlieferung von der Masse der Namenlosen wenig Individuelles, wenig Spezifisches zu berichten weiß [...].“ (Ebd., S. 544) Das gilt trotz besserer Quellenlage grosso modo auch noch für die Zeit um 1800.

480 Dossena, Marina / Del Lungo Camiciotti, Gabriella: Introduction. In: Dies. (Hrsg.): *Letter Writing in Late Modern Europe*, S. 1–12, hier S. 1.

481 Rutten, Gijsbert / van der Wal, Marijke: *Epistolary Formulae and Writing Experience in Dutch Letters from the Seventeenth and Eighteenth Centuries*. In: van der Wal / Rutten (Hrsg.): *Touching the Past*, S. 45–65, hier S. 46.

Frauen aus demselben Milieu. Das liegt nicht zuletzt daran, dass auf die Ausbildung der Söhne mehr Wert gelegt wurde und die Schreibfähigkeit für deren Berufsausübung häufig unverzichtbar war (oftmals im Sinne einer funktionalen Alphabetisierung für den jeweils benötigten beruflichen Zusammenhang, wie beispielsweise die Erstellung von Rechnungen).⁴⁸²

Dennoch warnt Stephan Elspaß vor einer deterministischen Auffassung von Sprachgebrauch und vor Generalisierungen, denen ein eindimensionales Schichtenmodell zugrunde liegt.⁴⁸³ So haben neuere Forschungen bereits gezeigt, dass das Spektrum der Schreibfähigkeiten in der historischen Realität des 18. Jahrhunderts sehr viel breiter gefächert war, als dass es sich vornehmlich auf die beiden Pole der epistolaren Hochkultur einerseits sowie der nur rudimentär, oft nur funktional ausgeprägten basalen Schreibkompetenz bzw. funktionalen Alphabetisierung andererseits reduzieren ließe.⁴⁸⁴ Es schließt sich die Frage an, wo sich Christiana von Goethe mit ihren Briefen innerhalb dieses Spektrums verorten lässt und welche Implikationen sich daraus für ihr eigenes Schreiben ergeben.

Zunächst liegt in diesem Fall eine Sichtweise von „oben“ in besonderer Weise nahe: Aufgrund ihrer Verbindung zu Goethe wurde ihre Korrespondenz nahezu unweigerlich an den epistolaren Zeugnissen des Goethe-Umfeldes, sprich den gelehrten und literarischen Zirkeln gemessen, die die Briefkultur im ausgehenden 18. Jahrhundert maßgeblich prägten. Sie selbst gehörte diesen Kreisen nicht an. Weder konnte sie sich mit Briefschreiberinnen wie Rahel Varnhagen von Ense, Caroline Schelling oder auch Charlotte von Stein messen, noch war sie „ein großstädtischer Schögeist wie Dorothea Veit oder Bettina Brentano“.⁴⁸⁵ Doch auch mit vielen Zeugnissen der (mittleren und) unteren Schichten aus dem deutschsprachigen Raum – von denen Barbara Becker-Cantarino noch annahm, dass sie „höchstens ein paar ungelenke Mitteilungen auf einem Zettel, die jedoch selten

482 Für den englischsprachigen Raum geht aus dem *Corpus of Early English Correspondence* (Zeitraum: 1400–1800) hervor, dass die Hälfte aller Briefe außerhalb der *gentry* (niedere englische Landadel) von Kaufleuten geschrieben wurde. Dies mag teilweise der Überlieferung geschuldet sein, ist aber zugleich ein Hinweis darauf, dass einige Tätigkeitsfelder wie der Handel eine stärkere Alphabetisierung verlangten als andere (vgl. Rutten / Van der Wal: *Epistolary Formulae*, S. 46). Ähnliches ist auch für den deutschen Sprachraum zu vermuten, was sich allerdings bislang aufgrund der fehlenden größeren Korpora mit einer ähnlichen Schwerpunktsetzung nicht verifizieren lässt.

483 Vgl. Elspaß: *Sprachgeschichte von unten*, S. 44.

484 Vgl. u. a. ebd.; Schikorsky: *Private Schriftlichkeit*; Klenk: *Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt*; verschiedene Aufsätze aus den Sammelbänden Dossena / Del Lungo Camiciotti (Hrsg.): *Letter Writing in Late Modern Europe*; Van der Wal / Rutten (Hrsg.): *Touching the Past* sowie Rutten / van der Wal: *Letters as loot*.

485 Becker-Cantarino: *Schriftstellerinnen der Romantik*, S. 163.

erhalten geblieben sind, mit einem Fuhrknecht oder einer Marktfrau an ferne Angehörige⁴⁸⁶ übersandten – sind die Briefe Christiana von Goethes nur bedingt vergleichbar. Ihre Briefe sind folglich in dem Feld zwischen diesen beiden Polen anzusiedeln, auf das nachfolgend näher eingegangen werden soll.

Es ist davon auszugehen, dass Christiana von Goethe in ihrer Kindheit und Jugend nur wenig Gelegenheit hatte, sich schriftlich mitzuteilen. Bei dem vermutlich ersten eigenhändigen, schriftlichen Zeugnis, das nur aus den Akten bekannt ist, handelt es sich um ein Gesuch der damals 17-jährigen Christiana Vulpius vom 26. März 1782, über das im Zusammenhang mit den Anschuldigungen gegen ihren Vater wegen eines Amtsvergehens im Geheimen Consilium entschieden wurde.⁴⁸⁷ Das erste überlieferte Zeugnis von ihrer Hand ist eine Quittung, auf der sie am 11. Februar 1789 den Erhalt von drei Scheffeln Korn bestätigte.⁴⁸⁸ Mit der Aufnahme in Goethes Haushalt ergab sich für sie schließlich die Notwendigkeit, während Goethes häufiger Abwesenheit schriftlich mit ihm kommunizieren zu müssen. Goethe blieb zeit ihres Lebens ihr wichtigster Briefpartner, auch wenn sich ihr briefliches Netzwerk im Laufe der Jahre über den familiären Kreis hinaus ausdehnte, wovon vor allem die Briefe an Nicolaus Meyer zeugen.⁴⁸⁹

Sie nutzte den Brief und Billetts als Kommunikationsmedium zur Kontaktpflege in seiner phatischen Funktion, veranlasst durch äußere Umstände der (zeitweiligen) räumlichen Trennung. Sie schrieb keine Briefe um des Briefschreibens willen. So spielten die übrigen, bereits angesprochenen Aspekte – der Brief als Instrument des Wissenserwerbs oder der literarischen Emanzipation, die über die Kommunikationsfunktion und die damit verbundene gesellschaftliche Teilhabe hinaus oftmals für Frauen der gehobeneren Kreise von Bedeutung waren – in den eigenhändig geschriebenen Briefen Christiana von Goethes keine Rolle.

⁴⁸⁶ Vgl. ebd.

⁴⁸⁷ Vgl. Wahl: Das Geheime Consilium, S. 789. – Da die Quelle nicht erhalten ist, kann auch die Eigenhändigkeit des Schreibens nicht nachgewiesen werden. Wenn man davon ausgeht, dass es sich um ein schriftliches Zeugnis gehandelt hat (und Christiana Vulpius nicht persönlich vorstellig geworden ist), ist es nicht ausgeschlossen, dass eine andere Person die Bittschrift für sie niedergeschrieben haben könnte, beispielsweise aus dem familiären Umfeld oder dem Kollegen- und Bekanntenkreis des Vaters.

⁴⁸⁸ Vgl. das Faksimile in: Damm: Christiane Goethe Tagebuch, Anhang.

⁴⁸⁹ Weitere Briefe von Schreiberhand sind u. a. überliefert an Franz Francke von 1812 (GMD, Sign.: NW1544a/1977; NW1544b/1977; NW1544c/1977; vgl. auch von Monroy, Else: Drei unbekannte Briefe von Christiane Goethe an zwei Mecklenburger Studenten. In: Mecklenburgische Zeitung [3.1.1933]), an den Tanzmeister Jean L'Épître (Lépitre) vom 28. September 1807 (GSA, Sign.: 37/X.2,3), an Esther Stock (FDH/FGM, Sign.: Hs-113) und an ihre frühere Gesellschafterin Caroline Riemer (geb. Ulrich; GMD, Sign.: NW1123/1969) sowie ein Brief an Philipp Seidel vom 13. Mai 1793 (GMD, Sign.: KK3430).

In der Zeit nach der Eheschließung ist eine gewisse Verschiebung vor allem hinsichtlich des sich erweiternden Themenspektrums zu beobachten, da sie aufgrund ihrer offiziellen Stellung als Frau Rat stärker mit den gehobenen Gesellschaftskreisen in Berührung kam. Zudem wurde ihr das unliebsame „Handwerk“ des Niederschreibens meist abgenommen, sodass die Hürde für das Verfassen längerer Briefe wegfiel. Grundsätzlich ist ihr Habitus als Briefschreiberin aber ein anderer als bei den bekannten „Vielschreiberinnen“ um 1800. Sie schätzte die Form der brieflichen Kommunikation offensichtlich als Medium der Kontaktpflege, bekundete ihre Schwierigkeiten mit dem handwerklichen Aspekt des Schreibens aber offen. Zudem war das Führen von Korrespondenzen kein integraler Bestandteil der alltäglichen Lebensführung, der insbesondere in den Jahren des eigenhändigen Schreibens viel Raum und Zeit eingenommen hätte. Vielmehr schrieb sie nicht selten eilig zwischen den Alltagsaufgaben und Erledigungen.

Das Briefschreiben wurde für Christiana Vulpius nie zu einer alltäglichen Routinetätigkeit. In den Jahren bis 1800, als Goethe nahezu ihr einziger Korrespondenzpartner war, wurden ihre Schreibphasen, d. h. konkret das Verfassen privater Briefe,⁴⁹⁰ maßgeblich durch Goethes Abwesenheiten bestimmt. Auf Perioden des täglichen oder mehrfach täglichen Schreibens konnten somit Wochen oder Monate folgen, in denen Christiana Vulpius kaum die Feder zur Hand nahm (und wenn, dann nur für kurze Einträge in Haushalts- oder Rechnungsbücher); es kann also nicht von einem kontinuierlichen Korrespondenzverhalten ausgegangen werden. Das unterschied sie sicherlich von den eigentlichen Trägern der Briefkultur.

Nach dieser Abgrenzung nach „oben“ ist Christiana von Goethe als Briefschreiberin ebenso nach „unten“ zu den unroutinierten Schreiberinnen und Schreibern aus den unteren und mittleren sozialen Schichten ins Verhältnis zu setzen. Ebenso wenig wie das eigenhändige Schreiben und auch später das Diktieren von Briefen für sie zu einer Routinetätigkeit wurden, stellte die schriftliche Kommunikation für sie einen völligen „kommunikative[n] Ausnahmezustand“⁴⁹¹ dar. Letzteres nimmt Isa Schikorsky für einen Großteil der Menschen aus der breiten Masse der Bevölkerung an, die nur wenige Male im Jahr zu Feder und Tinte griffen, um sich ihrem engsten Umfeld mitzuteilen. Im Vergleich dazu schrieb Christiana von Goethe häufig, was ihr die Schreibtätigkeit allerdings nicht angenehmer werden ließ. So sind

⁴⁹⁰ Da die Frage nach der Routiniertheit nicht unwesentlich an einen gewissen Umfang des Schreibens geknüpft ist, sind sehr kurze und oftmals formelhafte Notizen beispielsweise in Rechnungsbüchern, kurze Quittierungen oder geleistete Unterschriften in der geschäftlichen Korrespondenz nicht von Relevanz.

⁴⁹¹ Schikorsky, Isa: „Dein bis in den Tod“. Zur Sprache der Liebe unter den Bedingungen des Krieges. In: Schierholz, Stefan J. u. a. (Hrsg.): Die deutsche Sprache in der Gegenwart. Festschrift für Dieter Cherubim zum 60. Geburtstag. Frankfurt a. M. u. a. 2001, S. 69–79, hier S. 70.

1797 in einem Brief Goethes die ermunternden Worte zu lesen: „Für Deinen langen Brief danke ich Dir recht sehr, es geht schon wirklich mit dem schreiben, wenn Du es nur recht üben willst.“⁴⁹²

Man kann also davon ausgehen, dass Christiana Vulpius vor allem bis zu ihrer Heirat im Laufe der Jahre eine zunehmende Expertise im Briefschreiben erwarb und somit in gewissem Maß auch routinierter wurde. Späterhin nahm ihre Schreibpraxis wieder deutlich ab, da sie vor allem nach 1806 ihre Korrespondenz fast ausschließlich diktieren ließ. Mithin ist davon auszugehen, dass sie in ihrem letzten Lebensjahrzehnt weniger im eigenhändigen Schreiben geübt war, als dies etwa zwischen Mitte der 1790er Jahre bis etwa 1806 der Fall gewesen war. Es zeichnen sich folglich zwei Phasen mit unterschiedlicher Schreibroutine ab, die trotz großer Überlieferungslücken in der Graphik gut zu erkennen sind (vgl. Abb. 2).

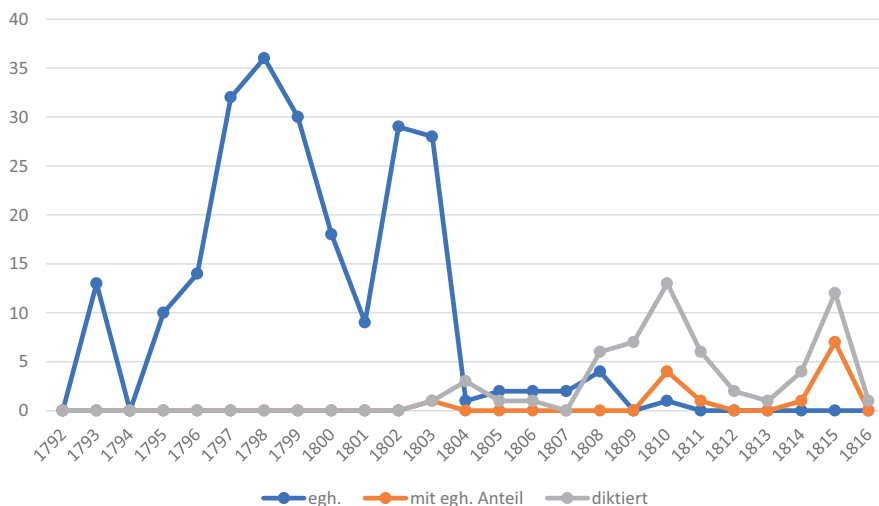


Abb. 2: Schreibphasen Christiana von Goethes.⁴⁹³

Nach dieser Einordnung erscheint ein Blick auf die Bedeutung ihres sozialen Statuswechsels, den sie im engeren Sinn erst mit ihrer Eheschließung vollzogen hatte, er-

⁴⁹² Vgl. Brief vom 9. Juni 1797, GC I, Nr. 132. – Zu Goethes Rolle bei der Schreibentwicklung seiner Frau vgl. Kapitel 3.4.3.

⁴⁹³ Die Schreibphasen basieren auf der Auswertung aller überlieferten Briefe an Johann Wolfgang von Goethe, an August von Goethe, an Nicolaus Meyer sowie an Catharina Elisabeth Goethe (vgl. Kapitel 3.5.1 sowie 4.1.1). Als eigenhändige Bestandteile wurden nur Briefpassagen gezählt, die über die Schlussformel und Unterschrift hinausgehen.

hellend. Dieser Wechsel des sozialen Bezugsrahmens (vor allem in ‚offizieller Funktion‘ als Frau Rath Goethe; ansonsten blieb Christiana von Goethe in ihrem langjährigen Freundeskreis verwurzelt) setzte ohne Zweifel eine enorme Anpassungsleistung voraus, nicht nur hinsichtlich der unterschiedlichen Wert- und Normvorstellungen, sondern auch bezogen auf soziale und sprachliche Verhaltensweisen.

Die mit einem solchen Milieuwechsel verbundenen Herausforderungen führt Schikorsky anhand der Geschichte des Ehepaares Henle aus der Mitte des 19. Jahrhunderts vor Augen: Der angesehene Heidelberger Mediziner und Anatomie- sowie Pathologie-Professor Jakob Henle heiratete 1846 das elf Jahre jüngere Näh- und Kindermädchen Elise Egloff. Um die junge Frau „salonfähig“ zu machen und ihr eine Integration in das bildungsbürgerliche Milieu der Familie Henle zu ermöglichen, wurde sie vor der Hochzeit einem Bildungsexperiment unterzogen: Sie durchlief eine Ausbildung, wie sie für wohl situierte Bürgerstöchter üblich war, bestehend aus einem Pensionatsaufenthalt und häuslicher Unterweisung. Sie erhielt während dieser Zeit nicht nur Unterricht in ihrer Muttersprache Deutsch, sondern auch in Französisch und Englisch, Geographie, Geschichte, Literatur, Religion und lernte Klavierspielen.⁴⁹⁴

Schikorsky konstatiert hinsichtlich der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens, dass es Elise Egloff offenbar im Laufe der Zeit gelungen war, „sich einer orthographisch und grammatisch korrekten Schriftsprache anzunähern.“⁴⁹⁵ Abweichungen von der Norm, die in den früheren Briefen noch auftraten, nahmen im Laufe der Zeit ab. Dazu trug auch ihr künftiger Gatte bei, der die Briefe Elises einer Fehlerkorrektur unterzog. Trotz der intensiven Bemühungen stellt Schikorsky nach der Ausbildung noch erhebliche Diskrepanzen zwischen den Briefen des vormaligen Dienstmädchens und denen der Familie Henle fest, vor allem hinsichtlich Schreibsituation, Funktion und Inhalt, die erst im Laufe der Zeit geringer werden sollten.⁴⁹⁶ Eine vollständige Nivellierung der Unterschiede trat hingegen nicht ein. Die Anpassungsleistung, die Elise Egloff in nur zwei Jahren vollbrachte – im Frühjahr 1844 trat sie in ein Mädchenpensionat ein, bald darauf lebte sie für ein knappes Jahr mit im Haushalt ihres künftigen Schwagers, im Herbst 1845 folgte die Verlobung, im März 1846 die Hochzeit –, ist beachtlich, gelang aber nur unter Anteilnahme, zuweilen auch harscher Kritik aller Mitglieder der Familie Henle. Der soziale Aufstieg ging für Elise Henle mit einem nicht zu unterschätzenden Identitätsverlust einher. Schon während der Hochzeitsreise traten erste Anzeichen

⁴⁹⁴ Vgl. Schikorsky, Isa: Vom Dienstmädchen zur Professorengattin. Probleme bei der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens und Sprachbewußtseins. In: Cherubim / Grosse / Mattheier (Hrsg.): Sprache und bürgerliche Nation, S. 259–280.

⁴⁹⁵ Ebd., S. 263.

⁴⁹⁶ Vgl. ebd., S. 263 und 265.

einer Lungenerkrankung bei ihr auf. Sie starb im Februar 1848 nach der Geburt des zweiten Kindes. Schikorsky hält „einen Zusammenhang zwischen dem mit dem Bildungsexperiment verbundenen Identitätsverlust sowie der sozialen und sprachlichen Entwurzelung und der tödlichen Krankheit“ für nicht unwahrscheinlich.⁴⁹⁷

Die aufopferungsvolle Anpassungsleistung bis hin zur Selbstaufgabe von Elise Egloff führt trotz der zeitlichen und damit auch sozialhistorischen Distanz zu Christiana und Johann Wolfgang von Goethe vor Augen, welche Herausforderungen der Wechsel des sozialen Milieus mit sich brachte, und zwar im Fall von Christiana Vulpius ohne vergleichbare institutionelle und familiäre ‚Weiterbildungsmöglichkeiten‘. Allerdings ermöglichte ihr die späte Hochzeit mit Johann Wolfgang von Goethe sowie dessen Akzeptanz der unterschiedlichen individuellen Lebenszusammenhänge eine graduelle und sukzessive Annäherung an die bürgerlich-adelige Lebenswelt und den damit verbundenen Verhaltenskodex in allen Lebensbereichen.⁴⁹⁸ Von einer wirklichen Integration in die gehobenen Gesellschaftskreise, die auf beiderseitiger Akzeptanz und Anerkennung basierte, kann man bis an ihr Lebensende jedoch nicht sprechen.⁴⁹⁹

Der soziale Aufstieg Christiana von Goethes wurde ebenso wie ihre Briefe von den Zeitgenossinnen und Zeitgenossen in ihrer Besonderheit mehrheitlich kritisch wahrgenommen. Das verdeutlicht u. a. eine Äußerung Bettina Brentanos, mit der Christiana von Goethe mehrere Jahre in brieflichem Kontakt stand. Das nachfolgende Zitat ist einem Brief an Goethe entnommen, der später in einer bearbeiteten Fassung in Bettina von Arnims Werk *Goethes Briefwechsel mit einem*

497 Ebd., S. 280.

498 Eine lesenswerte Darstellung und Interpretation des späten Heiratsentschlusses liefert Eisler: Goethe, Bd. 2., S. 1423 f.

499 Hierbei ist eine gewisse Diskrepanz zwischen den Äußerungen in den Briefen Christiana von Goethes über ihren neuen Status einerseits und der Wahrnehmung ihrer Person, über die sich insbesondere die Weimarer Damen weiterhin oftmals abfällig äußerten, andererseits nicht von der Hand zu weisen. So berichtet Christiana von Goethe in ihren Briefen nicht ohne Stolz von ihrer neuen Situation und der Einbindung in die gehobenen Gesellschaftskreise, aus denen sich auch neue Verpflichtungen ergaben. Besonders anschaulich berichtet sie davon in ihrem Brief an August (der zu dieser Zeit in Heidelberg studierte), der von Suphan auf den 30. oder 31. Dezember 1808 datiert wird. Dort heißt es, nachdem zahlreiche Besucher des Hauses aufgezählt worden sind: „Dazu habe ich müssen 18 vornehmen Damen Visiten machen. Wir hatten einen Thee von 30 Personen, alle Damen, die Du kennst, Frau von Wolzogen, Stein, Schiller und mehrere. Am zweiten Weihnachtsfeiertag war ein großes Soupé bei Wolzogens, wo ich auch dazu eingeladen war, uns ich habe die Schillern und Wolzogen recht lieb gewonnen.“ Nachdem sie von einem anstehenden Ball berichtete, fasst sie ihre veränderten Lebensumstände folgendermaßen zusammen: „Du kannst also aus diesem Brief ersehen, daß meine jetzige Existenz ganz anders als sonst ist.“ (Suphan: Briefe von Goethe und Christiane v. Goethe an August v. Goethe, S. 28).

Kinde veröffentlicht und somit einem größeren Rezipientenkreis zugänglich gemacht wurde. Im Originalbrief heißt es unter dem 5. März 1808: „Gelt ich machs grad wie Dein Liebgen / schreib, krizel, mach Tintenkleckse und Orthografiefehler, und denk immer / es schadet nichts. hab ihn ja lieb.“⁵⁰⁰

Das Zitat ist in mehrfacher Hinsicht für das Normverständnis bzw. für Abweichungen von dieser Norm innerhalb der Briefkultur des 18. Jahrhundert von Interesse. Bettina Brentano äußert sich an dieser Stelle über die schriftsprachlichen und epistolaren Kompetenzen Christiana von Goethes und übt implizit Kritik an deren Schreibfähigkeit. Sie verdeutlicht Abweichungen von den geforderten wohlgeformten Briefen der Zeit, denn Kritzeleien, Tintenkleckse und eine fehlerhafte Orthographie zählen zu den groben Verstößen gegen die Vorgaben der Briefsteller. In Johann Christoph Stockhausens einschlägigem Briefsteller wird betont, dass ein Brief „nicht nur leserlich, sondern auch zierlich geschrieben seyn“⁵⁰¹ soll. Hinsichtlich der Rechtschreibung erfordere es „[s]owohl die Verständlichkeit als auch der Wohlstand [...], daß man orthographisch schreibe“⁵⁰² und zwar nach der Regel, dass man alle Wörter so schreibe, „wie sie nach der hochdeutschen Mundart ausgesprochen werden.“⁵⁰³

Nach Bettina Brentanos Ausführungen werden Christiana von Goethes Briefe – ebenso wie ihre eigenen – den genannten Anforderungen nicht gerecht. Die vordergründige Intention ist dabei allerdings nicht, die Regelverstöße aufzudecken oder gar zu tadeln, sondern eine implizite beziehungsseitige Aussage: Durch den Vergleich ihrer selbst mit Goethes Ehefrau rückt sich Bettina Brentano in eine besondere Nähe zu dem von ihr verehrten Dichter. Durch dieses suggerierte enge Vertrauensverhältnis werden Regelverstöße in der formalen Briefgestaltung sowie ein freierer Umgang mit der Orthographie gerechtfertigt, ohne sich der Gefahr auszusetzen, dass der Adressat dies als einen Affront bzw. als Zeichen fehlender Wertschätzung verstehen könnte.

Christiana von Goethe kam im Verlauf ihrer Beziehung und Ehe zu Johann Wolfgang von Goethe immer stärker mit dessen schreibbeflissenem Umfeld in Berührung. Es ist nicht anders vorstellbar, als dass ihr gewisse Differenzen zwi-

⁵⁰⁰ Bettinas Briefwechsel mit Goethe, S. 47 (Virgel als Markierung des Zeilenumbruchs in der Handschrift). – In Bettina von Arnims später herausgegebenem *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde*, der neben authentischen Zeugnissen auch bearbeitete und fiktive Briefe enthält, erscheint das Zitat in leicht abweichender Form: „Gelt', ich mach's grade wie dein Liebchen, schreibe, kritzele, mach' Tintenkleckse und Orthographiefehler, und denk', es schadet nichts, weil er weiß, daß ich ihn liebe [...]“. (von Arnim: *Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde*, Bd. 1, S. 197).

⁵⁰¹ Stockhausen, Johann Christoph: *Johann Christoph Stockhausens Grundsätze wohleingerichteter Briefe*, Nach den neuesten und bewährtesten Mustern der Deutschen und Ausländer; Nebst beygefügtten Erläuterungen und Exempeln. Helmstädt 1751, S. 385.

⁵⁰² Ebd., S. 378.

⁵⁰³ Ebd., S. 379.

schen ihren eigenen Briefen und denen ihrer und Goethes mehrheitlich äußerst schreibgeübten Korrespondenzpartnern auffielen.⁵⁰⁴ Dies könnte zusätzlich zu ihrer offen artikulierten Abneigung gegen die Schreibtätigkeit beigetragen haben, die sich trotz zunächst größerer Schreibroutine keinesfalls abschwächte, wie insbesondere der Brief an August von Goethe aus dem Jahre 1801 zeigt.⁵⁰⁵ Abgesehen von der Konzentration und Mühe, die ihr das Schreiben abverlangte, könnte ihr ostentativer Widerwille nicht zuletzt eine Reaktion auf ein äußerst schreibgeübtes Umfeld gedeutet werden. Ein solch unmittelbarer Vergleich könnte dazu geführt haben, dass sie ihre eigenen Defizite stärker empfand und somit auf eine Vermeidungsstrategie setzte.

3.4 „heude biegeIn mir und die Stähle glien da kann ich dir nicht mehr Schreiben“ – Schreibbedingungen von Frauen am Beispiel Christiana von Goethes

In ihrer Arbeit zu den Lebenszusammenhängen von Schriftstellerinnen im deutschsprachigen Raum Ende des 18. Jahrhunderts thematisiert Eva Walter ausführlich die Schreibbedingungen von Frauen im Kontext ihres häuslich-familiären Aufgabenfeldes.⁵⁰⁶ Trotz des Fokus auf schriftstellerisch tätige Frauen, bei denen das Schreiben ein zentraler Bestandteil ihres alltäglichen Lebens war, können dieser Studie, die auf Selbstzeugnissen von Schriftstellerinnen basiert, Rahmenbedingungen des Schreibens entnommen werden, die in ähnlicher Weise auch für Christiana von Goethe zutreffen. Denn auch Christiana von Goethe schrieb ihre Briefe häufig zwischen häuslichen Verrichtungen und somit ohne die entsprechende Zeit und Muße, um sich auf die Korrespondenz konzentrieren zu können. Oftmals fand sie im geschäftigen Alltag weder die nötige Zeit noch die Ruhe, um ohne Ablenkung einen längeren Brief zu verfassen. Zahlreiche ihrer eigenhändigen Briefe beginnen oder schließen mit dem Hinweis, dass sie aufgrund der anstehenden häuslichen

⁵⁰⁴ Es sollte nicht unerwähnt bleiben, dass sich auch unter Goethes Korrespondenzpartnern nicht nur schreibgeübte Personen befunden haben. Die Briefe dieser weniger im Schreiben routinierten Personen sind jedoch kaum bekannt und bislang nicht ediert. Im Zuge des Akademienvorhabens *PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica* erfolgt eine Erweiterung der Regestausage der Briefe an Goethe, sodass auch diese Quellen sukzessive im Volltext zur Verfügung gestellt werden (vgl. <https://goethe-biographica.de>).

⁵⁰⁵ Vgl. Kapitel 3.1.

⁵⁰⁶ Vgl. Walter, Eva: Schrieb oft, von Mägde Arbeit müde. Lebenszusammenhänge deutscher Schriftstellerinnen um 1800 – Schritte zur bürgerlichen Weiblichkeit. Hrsg. von Annette Kuhn (Geschichtsdidaktik Studien, Materialien, 30). Düsseldorf 1985.

Verrichtungen wie Waschen, Bügeln oder Putzen nicht viel schreiben könne, oder es folgt am Ende des Briefes der Zusatz „in Eile“. Diese strukturellen Bedingungen des (Brief-)Schreibens von Frauen, die sich in der Zeit um 1800 stark von denen der Männer unterschieden und freilich nicht ohne Auswirkungen auf das Geschriebene blieben, sind Gegenstand der nachfolgenden Betrachtung.

3.4.1 Christiana von Goethe als mitwirkende Leiterin des Hauswesens

Die Tätigkeitsfelder und Tagesabläufe von Frauen aus unterschiedlichen Bevölkerungsschichten kommen in der Sekundärliteratur nur selten zur Sprache; zu selbstverständlich scheinen die vor allem vom häuslichen Bereich geprägten Verrichtungen. Doch gerade im Hinblick auf Schreibtätigkeiten von Frauen im Allgemeinen und von Christiana von Goethe im Besonderen ist dieser Hintergrund aufschlussreich. Hier soll zunächst ein Überblick über Christiana von Goethes vielfältigen Tätigkeitsbereich im Haus am Frauenplan gegeben werden. Einzelheiten zur Haushaltsführung und wie die Verwaltung eines solch großen Hauswesens den Tagesablauf bestimmte und strukturierte, lassen sich dabei anhand ihrer Briefe nachzeichnen.

Um 1800 war die Haushalts- und Wirtschaftsführung ein zeitaufwendiges Unterfangen und bestimmte den Tagesablauf der meisten Frauen unterhalb des Adels und des wohlhabenden Bürgertums. Je nach räumlichen und finanziellen Gegebenheiten waren die Aufgaben, die im Zusammenhang mit der Vorratswirtschaft standen, unterschiedlich gewichtet. Im Goethe'schen Haushalt gab es alle drei von Eva Walter in Anlehnung an Margarete Freundenthal beschriebenen Stufen: 1. die Eigenproduktion von Nahrungsmitteln, Bekleidung und dergleichen im Haus, 2. den Ankauf von Rohprodukten zur Weiterverarbeitung sowie 3. den Kauf von Fertigwaren.⁵⁰⁷

Die von Walter in ihrer Untersuchung berücksichtigten Schriftstellerinnen⁵⁰⁸ waren vor allem mit Tätigkeiten beschäftigt, die mit den letzten beiden Stufen in Verbindung standen. Die eigentlichen Arbeiten erledigten meist männliche oder

⁵⁰⁷ Vgl. Walter: *Mägde Arbeit*, S. 66.

⁵⁰⁸ Die von Eva Walter betrachteten Schriftstellerinnen aus dem deutschsprachigen Raum gehörten alle dem Bildungsbürgertum an und stammten aus mehr oder minder wohlhabenden bürgerlichen oder adeligen Familien. Aufgrund dieser ähnlichen Schichtzugehörigkeit sind nicht nur ihre beruflichen, d. h. schriftstellerischen, Tätigkeiten vergleichbar, sondern auch die hier entscheidenden hauswirtschaftlichen. Zu ihnen gehören Caroline Wolzogen, Caroline Schelling, Friederike Brun, Therese Huber, Caroline von Humboldt, Charlotte von Kalb, Sophie Mereau, Charlotte Schiller, Johanna Schopenhauer, Agnes von Stolberg-Stolberg und Dorothea Schlegel (vgl. Walter, Eva: „Schrieb oft, von Mägde Arbeit müde“. Lebenszusammenhänge von Schriftstellerinnen im deutschsprachigen Raum Ende des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1984 [Diss. masch.], S. 11).

weibliche Bedienstete. Die Frauen selbst waren somit primär eine Art „Managerinnen“ eines Kleinstunternehmens, der Hauswirtschaft.⁵⁰⁹

Ein wenig anders verhielt es sich bei Christiana von Goethe: Sie war einerseits ebenfalls eine solche Verwalterin des Hauswesens; ihr oblag also die Organisation der Abläufe im gesamten Haushalt und die Anweisung des Dienstpersonals. Andererseits wirkte sie bei vielen anfallenden Arbeiten auch selbst tatkräftig mit. Vermutlich waren diese Verrichtungen für Christiana von Goethe eine weniger große Belastung oder Bürde als für die Schriftstellerinnen.⁵¹⁰ Christiana von Goethe nahm die organisatorischen Tätigkeiten und häuslichen Arbeiten, zu denen sie erzogen worden war, als ihre Hauptaufgabe an, die sie so gut wie möglich zu erfüllen suchte. Gräf bemerkt hierüber nicht zu Unrecht: „Man merkt es Christianens Berichten über ihre häusliche Tätigkeit deutlich an, daß sie ihr große Freude macht, daß sie mit dem Herzen dabei ist und keine Mühe scheut.“⁵¹¹ Im Sinne der Aufgabenteilung leistete sie in diesem Bereich einen wichtigen Beitrag zum gemeinsamen Leben. Dafür erfuhr sie nicht zuletzt von Johann Wolfgang von Goethe Wertschätzung, der sich nicht nur regelmäßig nach dem Zustand im Hause erkundigte, sondern ihr auch Entscheidungsspielräume ließ.⁵¹² Zugleich übte Goethe eine Kontrollfunktion aus, wovon seine wiederholten Mahnungen, für Ordnung und Sauberkeit im Haus zu sorgen, sowie seine Bitten, das Haus bei Abwesenheit nicht unbeaufsichtigt zu lassen, zeugen.⁵¹³

Sie entsprach damit dem Frauenbild der Zeit als eine primär auf den häuslich-familiären Bereich beschränkte Gattin, Hausfrau und Mutter. Allerdings stand auch ihr die Diskrepanz ihres Aufgabenfeldes zu dem Goethes klar vor Augen, wie sie scherzend in einem Brief von 1798 bemerkt: „Mit Deiner Arbeit ist es schön: was Du einmal gemacht hast, bleibt ewig; aber mit uns armen [Schembhunden?] ist es

509 Walter: Mägde Arbeit, S. 67.

510 Vgl. ebd.

511 Gräf: Einleitung, S. XXXII.

512 Vgl. u. a. GC I, Nr. 5, 19, 21, 53, 141 usw. – In diesem Zusammenhang ist auf die kurze Darstellung von Hoock-Demarle zum Lebensort und weiblichen Raum zu verweisen. Hier finden sich auch Ausführungen zu Goethes Elternhaus zwischen „halbstädtischer[r], halbländliche[r]“ Lebensweise, von der auch Johann Wolfgang von Goethe geprägt war (vgl. Hoock-Demarle, Marie-Claire: Die Frauen der Goethezeit. München 1990, insb. S. 35–42).

513 Diese Aufforderungen finden sich vor allem in den Briefen aus der Zeit vor der Eheschließung, als Christiana Vulpius viele häusliche Verrichtungen noch selbst erledigte (vgl. u. a. GC I, Nr. 69, 86, 173 und 195). Sie reagierte auf Goethes Sorge um das Hauswesen z. B. im März 1797 mit folgenden Worten: „Sollte es Dir aber gemüthlicher sein, einmal, wenn Du fertig bist, allein rüber zu uns zu kommen, so wirst Du Dein Haus immer in der besten Ordnung finden.“ (GC I, Nr. 106) oder im September 1799: „Deine Zimmer, mein Lieber, und das ganze Haus ist in Ordnung und erwartet seinen Herrn mit der größten Sehnsucht.“ (GC I, Nr. 242).

ganz anders. Ich hatte den Hausgarten sehr in Ordnung, gepflanzt und alles. In Einer Nacht haben mir die Schnecken beinahe alles aufgeessen, meine schöne Gurken sind fast alle weg, und ich muß wieder von vorne anfangen.“⁵¹⁴

Barbara Becker-Cantarino hebt in Bezug auf die prototypische Arbeitsteilung des Ehepaares am Beispiel des Schriftstellers Matthias Claudius und seiner Frau Rebecca die Leistung der Hausfrau hervor, die sich auch für Christiana von Goethe ähnlich formulieren ließe: „Rebecca, die nicht literarisch gebildet, aber zur Hauswirtschaft erzogen war, schaffte durch ihre Arbeitsleistung die Basis für die poetische Idylle.“⁵¹⁵ Bei dem Ehepaar Claudius kam erschwerend hinzu, dass das Einkommen des Schriftstellers nicht ausreichte, um genügend Dienstpersonal zu beschäftigen. Die Bedeutung der weiblichen Arbeitssphäre mit ihren häuslichen Verrichtungen sollte keineswegs gering geschätzt werden.

Obwohl Goethe diese Arbeitsteilung, wie um 1800 üblich, für selbstverständlich hielt, drückte er immer wieder seine Wertschätzung und Dankbarkeit aus, entweder verbal in seinen Briefen oder nicht selten mit Geschenken wie edlen Stoffen, Spitzen, Seife oder kleinen Zuwendungen, indem er Frau und Kind Erdbeeren oder andere Lebensmittel schickte. Die Arbeitsbelastung Christiana von Goethes, die neben der finanziellen Absicherung des Mannes die Basis für ein annehmlches Leben bildete, darf keineswegs unterschätzt werden und geht über das Maß dessen hinaus, was Goethe von einer anderen Frau (erst recht, wenn sie adeliger Herkunft gewesen wäre) an seiner Seite hätte erwarten können.

Der Tätigkeitsbereich im Goethe'schen Haushalt war dabei breit gefächert. So wurden beispielsweise viele Nahrungsmittel selbst angebaut. Dazu standen nicht nur die beiden Hausgärten (am Frauenplan und am Stern) zur Verfügung. Es gab mehrere Krautländer, die zu bewirtschaften waren⁵¹⁶ und von 1798 bis 1803 war Goethe zusätzlich im Besitz eines Landgutes in Oberroßla, welches verpachtet

514 GC I, Nr. 175. – Im Original lautet das Zitat: *mit deiner arbeit ist es schön waß du ein mahl gemacht Hast bleib Ewig aber mit unß armen Schembhu[n]den ist es ganz a[n]ders. ich hate den Hauß gareden sehr in ordnung geflanz und alles in Einer nacht haben mir die Schnäck[n] by nahe alls auf gefressen mein Schönn gur[ck]en sind fast alle weche und ich muß wieder vonforne an fa[n]gen (JWG78).*

515 Becker-Cantarino, Barbara: Rebecca Claudius. Zur sozialgeschichtlichen Realität des „Bauernmädchen“. In: Fechner, Jörg-Ulrich (Hrsg.): Matthias Claudius 1740–1815. Leben – Zeit – Werk (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, 21). Berlin 1996, S. 69–90, hier S. 76.

516 Aus Goethes Rechnungsbüchern geht hervor, dass erstmals 1792 ein Kohlfeld gepachtet wurde. In den Folgejahren bis 1818 wurden mehrere Krautländer vor den Toren der Stadt gepachtet, darunter Land hinter dem Erfurter Tor oder auf dem sogenannten Horn (vgl. GB 9 II, S. 564). 1796 wurde ein Gemüsegarten gekauft, der nördlich des Lottenbachs lag (vgl. GB 10 II, zu 27,18, S. 66; vgl. auch GC I, Nr. 68–70).

wurde. Christiana von Goethe kümmerte sich häufig selbst um den Anbau des Gemüses,⁵¹⁷ Schweine wurden geschlachtet⁵¹⁸ sowie Gänse und Hühner gehalten.⁵¹⁹ Der Anteil der Eigenproduktion war folglich noch recht hoch im Gegensatz beispielsweise zu dem Haushalt der Schillers, der kaum auf dieser aufwendigen Produktionsform basierte.⁵²⁰ Auch Textilien oder Garn wurden nach Ankauf der Rohprodukte bisweilen noch selbst hergestellt, wozu im Hause mit zusätzlicher Hilfe Flachs gehechelt und gesponnen wurde.⁵²¹ Es wird in den Briefen auch davon berichtet, dass Christiana Vulpius mit ihrer Schwester und Tante aus alten Kleidern neue nähte.⁵²²

Besonders hoch war das Arbeitspensum im Frühjahr und im Sommer: Im Frühjahr mussten die Pflanzen ausgebracht, im Jahresverlauf Obst und Gemüse, Kräuter und Gewürze nicht nur geerntet, sondern anschließend auch angemessen gelagert, eingemacht oder getrocknet werden.⁵²³ Die Arbeiten dauerten zuweilen bis spät in die Nacht hinein.⁵²⁴ Einen Einblick gibt Christiana Vulpius in einem Brief von August 1793:

Diesen Monat gehet auch das Einmachen an, überhaupt gibt es immer zu thun, wenn man eine Wirtschaft in Ordnung halten will, und wenn nur alles in seiner Ordnung geht, das macht mir Freude. Im Garten auf der Wiese geht es nun bald mit Obst an, daß dadrauf Acht gegeben werden muß. Und am Hause gibt es auch was. Besonders sehr viel Wein, den, hoffe [ich], sollst Du selbst noch am Stocke sehen.⁵²⁵

Catharina Elisabeth Goethe klagt über diese Arbeiten in einem Brief an ihre spätere Schwiegertochter:

Sie haben so viele Geschäfte Liebes Weibgen – so was ist nun grade mein Casus nicht – daher sind die Monathe May und Juni meine fatalsten im gantzen Jahr – da wird vor das gantze Jahr Butter eingemacht – da kommt vor das gantze Jahr Holtz – da koche ich meine Molcken – da wird die große Wasche besorgt u.d.g. – Die Frau Rath kommt da aus ihrem gerick und geschick – kan nicht ordentlich Leßen – Clavir spielen – Spitzen klöppeln – und ist Seelenfroh wenn alles wieder den alten Gang geht –⁵²⁶

⁵¹⁷ Vgl. u. a. GC I, Nr. 22 und GC II, Nr. 492.

⁵¹⁸ Vgl. GC I, Nr. 211 (auch die Beilage des Briefes von August) sowie GC I, Nr. 308.

⁵¹⁹ Vgl. GC I, Nr. 28.

⁵²⁰ Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 68.

⁵²¹ Vgl. GC I, Nr. 74, 76, 103 und 160.

⁵²² Vgl. GC I, Nr. 75.

⁵²³ Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 67 f.

⁵²⁴ Vgl. GC I, Nr. 194.

⁵²⁵ GC I, Nr. 32.

⁵²⁶ Brief vom 7. Mai 1798. In: Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 2, S. 48.

Christiana von Goethe (wie auch Catharina Elisabeth Goethe und andere) wurde bei diesen Arbeiten von Dienstpersonal unterstützt. Christiana selbst hatte, wie es üblich war, ein Kammermädchen,⁵²⁷ es gab mindestens eine Köchin und einen Gärtner; zusätzlich half gelegentlich der Hofgärtner aus Belvedere.⁵²⁸ Im Garten am Stern wurden zudem Tagelöhner beschäftigt.⁵²⁹ Durchschnittlich geht man in einem bürgerlichen Haushalt in der Zeit um 1800 von drei bis fünf Bediensteten aus; mancherorts gab es auch sechs, sieben oder noch mehr Bedienstete.⁵³⁰ Im Haus am Frauenplan bereiteten insbesondere die Köchinnen fortwährend Ärger. Wiederholt musste Christiana von Goethe nach einer neuen Köchin suchen, so auch 1798 und 1799, als sie Goethe ihr Leid klagte.⁵³¹ Christiana von Goethe konnte auch selbst kochen und backen, wovon sie in ihren Briefen gelegentlich berichtete. Darüber hinaus waren ihre Schwester und vermutlich auch ihre Tante, die beide mit im Haus lebten, an der Hausarbeit beteiligt. Im Spätsommer 1797 erwähnte Christiana, dass ihre Schwester Ernestine Vulpius in diesem Jahr das Einmachen allein übernehmen wolle. Die Hausherrin stimmte dem zu, weil sie sich im Jahr zuvor schon davon hatte überzeugen können, dass Ernestine dabei die nötige Sorgfalt walten ließ.

Ein weiterer zentraler Bestandteil der Hausarbeit war die Vorratsplanung, die insbesondere im Spätsommer und Herbst für zahlreiche zusätzliche Aus- und Aufgaben sorgte, um für die kalte Jahreszeit vorzusorgen.⁵³² Dabei war gerade im Goethe'schen Haushalt immer zu bedenken, dass eine Vielzahl an Gästen zu versorgen war. Wie langfristig manche notwendige Planung vorgenommen werden musste, führt ein Brief Christiana von Goethes vom 25. Juni 1810 vor Augen, der bereits auf die Wintervorbereitungen Bezug nimmt: „Dann gab es auch einige Reparaturen im Haus; auch habe ich für den künftigen Winter meine Butter angeschafft, Essig zum einmachen, und dergleichen.“⁵³³ Vor Einbruch der Kälte waren Lebensmittel entsprechend vor Frost zu schützen.⁵³⁴

527 Vgl. Kasten, Nr. 80. – Zum Dienstpersonal vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 68 f.

528 Vgl. insb. die Briefe GC I, Nr. 22, 24 und 29.

529 Dies geht aus Goethes Rechnungsbüchern hervor. – Für diesen Hinweis danke ich Dr. Yvonne Pietsch.

530 Vgl. Hooch-Demarle: Frauen der Goethezeit, S. 42.

531 Vgl. GC I, Nr. 211 oder Nr. 244.

532 So bittet Christiana Vulpius Goethe im September 1800 im Herbst um Geld: „Es ist itzo das Vierteljahr, wo ich am nothwendigsten Geld brauche, um alles vor dem Winter einzurichten.“ (GC I, Nr. 279).

533 GC II, Nr. 496.

534 Am 7. November 1801 schreibt Christiana Vulpius an Goethe: „Ich habe diese Woche recht viel zu thun gehabt, um alles wieder in Ordnung zu bringen. Gestern haben wir von früh bis um

Im organisatorischen Bereich der Haushaltsführung hielt Christiana von Goethe häufig Rücksprache mit ihrem Mann bzw. bezog ihn in den Kauf bestimmter Waren ein, entweder indem sie ihn bat, Bestellungen (z. B. von Wein) aufzugeben, oder Waren einzukaufen bzw. einkaufen zu lassen oder diese über persönliche Kontakte zu beschaffen. Während Goethes Jenaer Aufenthalten erbat sich Christiana von Goethe neben der nahezu obligatorischen Seife auch Obst und Gemüse zum Einkochen oder preisgünstigen Flachs. Auch von Goethes häufigen Bade-reisen oder anderweitigen Aufenthalten in der Ferne sandte er verschiedenste Waren oder Stoffe nach Weimar. Goethe war also nicht nur daran interessiert, über den Fortgang der häuslichen Verrichtungen informiert zu werden, sondern wurde gerade bei Besorgungen auch selbst tätig. Dies hing sicher nicht zuletzt mit Goethes Vorliebe für kulinarische Genüsse zusammen, die er während seiner Abwesenheit teils schmerzlich vermisste, wie vor allem seine Briefe aus Jena mit wiederholten Klagen über die schlechte Versorgung belegen.⁵³⁵ Das hatte zur Folge, dass Christiana von Goethe zusätzlich für die Versorgung ihres Partners in Jena zuständig war und allerlei Nahrungsmittel, neben diversen Fleischsorten auch Schokolade, Wein oder Bier, vom Weimarer Frauenplan durch Boten nach Jena geschickt werden mussten.

Wie es in der Zeit nicht nur in der Familie Goethe üblich war, wurden Freunde und Bekannte in anderen Städten gebeten, günstigere oder qualitativ hochwertigere Waren dort einzukaufen und zu verschicken.⁵³⁶ Christiana von Goethe äußerte solche Bitten, die auf einem Geben und Nehmen beider Seiten basierten, häufig in Briefen an den in Bremen wohnenden Arzt Nicolaus Meyer. Dieser schickte neben den bei den Goethes beliebten Bricken und Heringen auch Butter, Wein, Zwiebeln oder Rüben nach Weimar.⁵³⁷ Von Goethes Mutter aus Frankfurt trafen neben Lebensmitteln auch Stoffe, Tischzeug oder Spielsachen für den Sohn August ein.⁵³⁸

Zusätzlich zu der teilweise aufwendigen Lebensmittelbeschaffung und der Vorratslagerung waren weitere Hausarbeiten zu verrichten. Christiana von Goethe wies grobe Arbeiten wie das Wäschewaschen oder Bügeln nicht nur an, sondern wirkte auch aktiv mit. Klagen darüber sind in ihren Briefen nicht zu vernehmen; am 21. Februar 1796 heißt es möglicherweise nicht ganz frei von Ironie, dass sie sich die Zeit am nächsten Tag mit Bügeln vertreiben wolle.⁵³⁹ Dahingegen stellt Eva

9 Uhr des Abends nur immer Vorhänge gebügelt, und heute bin mit den Kellern und Vorräthen beschäftigt, um alles, da es so kalt wird, vor dem Frost zu bewahren.“ (GC I, Nr. 302).

⁵³⁵ Vgl. auch GC I, Nr. 41, 68, 170, 218, 303, 321, 401, 478 und 479.

⁵³⁶ Vgl. Walter: Mägde Arbeit, S. 71.

⁵³⁷ Vgl. die Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer, z. B. Kasten, Nr. 37 und 65.

⁵³⁸ Vgl. GC I, passim.

⁵³⁹ Vgl. GC I, Nr. 72.

Walter zahlreiche Beschwerden über diese Arbeiten in vielen der von ihr untersuchten Zeugnissen von Schriftstellerinnen fest.⁵⁴⁰ Im Hause Goethe gingen sowohl das Großreinemachen als auch andere Reparatur- und Umbauarbeiten in Abwesenheit des Hausherrn vonstatten.⁵⁴¹ Christiana von Goethe berichtete in diesen Phasen stets vom Fortgang der Arbeiten und setzte Goethe in Kenntnis, wenn alles wieder in Ordnung gebracht war und er zu Hause erwartet wurde. Die eigentlichen Putzarbeiten verrichtete Christiana von Goethe wahrscheinlich auch vor ihrer Heirat nicht selbst, da sie in einem Brief von 1796 davon spricht, dass sie künftige Woche scheuern und reine machen lassen wolle.⁵⁴²

Ein weiteres aufwendiges und mühsames Prozedere war das Wäschewaschen und Bügeln, das deshalb auch um 1800 noch selten, aber mindestens zweimal im Jahr, anstand. Es nahm mehrere Tage in Anspruch⁵⁴³ und konnte auf verschiedene Weise erfolgen.⁵⁴⁴ Unter Christiana Vulpius' Regie wurde trotz des hohen Aufwandes sehr häufig gewaschen, denn sie könne es nicht leiden, wenn die Wäsche nicht ordentlich sei. Zeitweilig musste – wegen Johann Heinrich Meyers schmutziger Wäsche – fast alle acht Tage gewaschen werden.⁵⁴⁵

Wie ein konkreter Tagesablauf von Christiana von Goethe aussah, lässt sich nicht im Detail rekonstruieren, wohl aber grob umreißen. Dabei wandelte sich der Tagesablauf im Laufe der Jahre; Prioritäten verschoben sich, wobei vor allem die Eheschließung als eine Zäsur zu sehen ist. Bis 1803 gibt es nur wenige Briefe von Christiana Vulpius, die ohne Berichte von Haus- und Gartenarbeiten auskommen. Meist war sie vormittags und teilweise auch nachmittags mit vielfältigen häuslichen Tätigkeiten beschäftigt.⁵⁴⁶ Oftmals war der Tag zweigeteilt: vormittags Arbeiten in Haus und Garten, nachmittags gesellige Beschäftigungen, Spazierfahrten und dergleichen.⁵⁴⁷ In den überlieferten Briefen aus den 1790er Jahren wird die Beschäftigung in Haus und Garten in den Vordergrund gestellt. Gerade die Sorge um die Pflanzen, um Obst- und Gemüseanbau beanspruchte viel Zeit; gutes Wachstum und entsprechender Ertrag stimmten die Hausherrin höchst zufriede-

540 Vgl. Walter: *Mägde Arbeit*, S. 68.

541 Vgl. u. a. GC I, Nr. 26, 74, 98, 283 und GC II, Nr. 502.

542 Vgl. GC I, Nr. 74.

543 Vgl. GC I, Nr. 302. Dort heißt es, dass einen ganzen Tag lang von morgens bis abends nur Vorhänge gebügelt wurden.

544 Vgl. Walter: *Mägde Arbeit*, S. 95–97.

545 Vgl. GC I, Nr. 26.

546 Vgl. GC I, Nr. 223.

547 Vgl. ihren Brief an Goethe vom 30. Mai [1798]: „Frühe bin immer sehr fleißig. Lieber wär mir es freilich, ich wär bei Dir. Da es aber nicht sein kann, so sehe, wie ich Tag für Tag immer etwas Nützliches thue, und wenn ich fertig bin, gehe ich aus, bin lustig, so gut als es gehen will [...]“ (GC I, Nr. 175).

den, wie in einem Brief vom April 1795 zu erkennen ist: „Wenn Du rüberkommst, kann ich Dir von dem Blattkohl vorsetzen. Du wirst Dich wundern, wie schön er steht, die 2 Länder am Altärchen. Der Garten macht mir viel Freude, ich komme beinahe nicht weg. Heute will ich in [den] alten Garten und alsdann in die Komödie.“⁵⁴⁸ Hier klingt bereits an, dass der regelmäßige Gang ins Theater eine (in den 1790er Jahren oftmals die einzige) willkommene Abwechslung von der Haus- und Gartenarbeit für Christiana Vulpius war.⁵⁴⁹ In der Sommerpause von Mitte Juni / Anfang Juli bis Ende September / Anfang Oktober fehlte ihr dieses Vergnügen;⁵⁵⁰ ab 1802 reiste sie in den Sommermonaten regelmäßig nach Lauchstädt, um dem dortigen Gastspiel des Weimarer Theaters beizuwohnen. Wollte sie ins Theater gehen, hatte sie dafür Sorge zu tragen, dass das Haus nicht unbeaufsichtigt gelassen wurde.⁵⁵¹

Im Laufe der Jahre nahmen kleine Geselligkeiten, die Teilnahme an Redouten und Bällen sowie Spazierfahren und Ausflüge, in den Wintermonaten auch Schlittenfahrten und Schlittschuhlaufen, mehr Raum in der Tagesgestaltung ein. Ihr Bekanntenkreis dehnte sich aus und insbesondere nach der Hochzeit nahm sie sich mehr Zeit für ihre eigenen Interessen.

In einem ihrer Briefe von 1799 skizzierte sie den Ablauf einer Woche im März:

Lieber, Bester, itzo will ich Dir sagen, wie es mir in Deiner Abwesenheit ergangen ist.

Freitag, den 22., war ich in der Kirche und auf den Abend bei der Matiegezek. Sonnabend am Tage bin ich fleißig gewesen und habe allerlei in Ordnung gebracht; und auf den Abend war die Matiegezek bei mir. Sonntag in der Kirche und nach dieser nach Belvedere. Montag waren die Freunde bei mir, und wir gingen in die Komödie; das Stück ging sehr gut. Dienstag frühe habe ich mich mit dem Gartenwesen beschäftigt, welches mir dieß Frühjahr recht viel Freude machen wird; auf den Abend Redoute, wo ich wieder einen sehr schönen Tänzer habe kennen lernen, der mit dem Namen Eisert heißt. [...] Heute habe ich wieder allerlei zu besorgen, und auf den Abend werde ich den Herrn Spitzeder sehen. Morgen geht es nach Kötschau, und auf den Freitag wollte ich nach Roßla fahren und da allerlei ins Gleiche bringen.⁵⁵²

Christiana von Goethe verreiste fortan auch selbst häufiger; musste aber im Vorfeld jeder Reise sicherstellen, dass im Haus alles seinen gewohnten Gang ging

⁵⁴⁸ GC I, Nr. 45

⁵⁴⁹ Vgl. GC I, Nr. 75 und 204.

⁵⁵⁰ Vgl. GC I, Nr. 151.

⁵⁵¹ Einem Brief von Christiana Vulpius vom 19. Oktober 1798 war offenbar eine Ermahnung Goethes vorausgegangen (ebenso in GC I, Nr. 69), auf die sie resolut und auch ein wenig in ihrer Ehre als Hausfrau gekränkt reagierte: „Wegen des Hauses kannst Du außer Sorge sein, ich werde doch nicht itzo anfangen, liederlich zu sein.“ (GC I, Nr. 204).

⁵⁵² GC I, Nr. 223.

und sie ohne Sorge vor unliebsamen Überraschungen bei ihrer Rückkehr verreisen konnte. Selbstverständlich oblag ihr zeit ihres Lebens die Verwaltung des Hauswesens, aber ihr Anteil an den körperlichen Arbeiten und Verrichtungen nahm ab.

3.4.2 Schreibkontexte, Schreiborte: Einflussfaktoren auf den Schreibprozess

3.4.2.1 Schreiben im Kontext häuslich-familiärer Verrichtungen

Die zeitaufwendigen Aufgaben, die mit der Hausarbeit, der Vorratswirtschaft und der Kinderfürsorge verbunden waren, ließen Frauen – so auch Christiana von Goethe – oftmals kaum Zeit für das Führen ausführlicher Briefkorrespondenzen. Wenn sie diese Freiräume besaßen oder sich diese bewusst schufen, waren die Schreibbedingungen dennoch zwangsläufig andere als die der Männer, erst recht der Gelehrten und Schriftsteller um 1800. Im Bereich der schriftstellerisch tätigen Frauen und Männer fallen die unterschiedlichen Schreibbedingungen stärker ins Gewicht, gelten in geringerem Maß aber auch für Briefkorrespondenzen. Während sich Männer zum Schreiben in ein je nach räumlichen Gegebenheiten mehr oder minder ruhiges Arbeitszimmer zurückziehen konnten,⁵⁵³ mussten Frauen – und zwar auch die Schriftstellerinnen unter ihnen – ihre Schreibtätigkeit in die alltäglichen Verrichtungen einbetten. In vielen Frauenbriefen aus dem Bürgertum wird der Mangel an Zeit und Ruhe zum Schreiben entsprechend beklagt. Eindrücklich führt dies ein Zitat von Therese Forster vor Augen, die an einen Freund mit Bezug auf ihre schriftstellerische Tätigkeit ausführt: „Ich schreibe das Zeug unter den Kinder gewühl – O schrieb oft von Mägde Arbeit müde, von Wachen am Krankenbett meiner Kinder erhitzt bis Mitternacht –.“⁵⁵⁴

Dass auch Frauen, die nur hin und wieder einmal Briefe an Verwandte oder Bekannte schrieben, ähnliche ungünstige (oder in Ermangelung von ausreichend Dienstpersonal noch sehr viel ungünstigere) Schreibbedingungen hatten und somit oftmals wochenlang keine Zeit für das Verfassen eines einzigen Briefes fan-

⁵⁵³ Ein interessantes Beispiel ist der Schaffensprozess Johann Wolfgang von Goethes, der für die Arbeit an seinen dichterischen Werken vollkommene Ruhe und Abgeschiedenheit benötigte: Wollte er über Tage oder Wochen hinweg so ungestört wie möglich arbeiten, zog er sich nach Jena zurück und begründete dies Christiana Vulpius gegenüber wie folgt: „Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen, vielleicht gelingt mir es auch hier nicht und ich muß doch nach Ilmenau.“ (Brief vom 1. Mai 1796; GC I, Nr. 79).

⁵⁵⁴ Brief an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 5. Oktober 1804, in: Therese Huber: Briefe. Bd. 2: 1804 – Juni 1807. Bearb. von Magdalene Heuser, Petra Wulbusch, Andrea Kiszio, Jessica Kewitz und Diane Colema Brandt. Hrsg. von Magdalene Heuser. Tübingen 2003, S. 111.

den, zeigen exemplarisch die Briefe von Rebecca Claudius und Friederike Juliane Griesbach. Die Haushaltung der Familie Claudius war aufgrund der geringen Einkünfte des Dichters Matthias Claudius auf Eigenerzeugung und -verarbeitung der zum Leben notwendigen Waren und Güter ausgerichtet.⁵⁵⁵ Einmal teilte Rebecca Claudius den Herders, die sie kurz zuvor besucht hatte, nach ihrer Rückkunft mit, dass sich ihre beiden Mädchen recht wohl befänden, und fügte hinzu, „die Kleine [Christiane, 1 Jahr alt] springt auf meinem Schoß, daß ich kaum schreiben kann [...]“.⁵⁵⁶ In einem anderen Brief geht aus einer Nachschrift von Matthias Claudius hervor, wie sehr der Kinderreichtum der Familie das Schreiben seiner Ehefrau be- bzw. verhinderte: „Der Brief hat alle Zeit her schon sollen geschrieben werden, aber 7 große und 1 kleines Kind, ein dickes Bein, und nur eine Magd dazu im Hause – Frau Nachbarin, da muß mans eigentl. gut nehmen, daß er nun noch geschrieben ist.“⁵⁵⁷

Ähnlich äußerte sich auch Friederike Juliane Griesbach, Ehefrau des Jenaer Theologen und Vorsteherin eines großen Hauswesens, gegenüber Charlotte Schiller: „Sie Geliebte nehmen dis mahl mit den Briefchen vorlieb, ich denke Sie werden ihm den Mangel an Zeit und Musse an merken“.⁵⁵⁸ In einem anderen Brief an ihren Freund Bernhard Rudolf Abeken entschuldigt sie sich wegen eines verspäteten Geburtstagsgrußes und setzt hinzu: „ich kan aber besonders was das schreiben Bedrift seldom thun was ich so gerne möchte und so muste ich es dan auch bis auf heud verschieben.“⁵⁵⁹ Neben der Arbeit im Haushalt und für die Familie wird dem Führen von Briefkorrespondenzen nur ein untergeordneter Rang zuge-dacht; die vorrangigen Pflichten der Hausfrau, Gattin und Mutter durften darunter nicht leiden. Wie selten die meisten Frauen, auch Christiana von Goethe, einen Brief in vollkommener Ruhe und Ungestörtheit schreiben konnten, deutet ein weiteres Zitat von Friederike Juliane Griesbach an: „[...] ich habe diesen Brief heute Sonntag, Nachmittag geschrieben wo meine Mädchens aus gegangen sind, und da ist es ganz still um mich her, nur das Sumsen der fliegen hat mich aus meiner Stube vertrieben.“⁵⁶⁰ Unter solchen Bedingungen war für die meisten Frauen auch nicht daran zu denken, zunächst ein Briefkonzept anzufertigen,

⁵⁵⁵ Becker-Cantarino: Rebecca Claudius, S. 77.

⁵⁵⁶ Brief vom 3. Mai 1776, zit. nach ebd., S. 83.

⁵⁵⁷ Brief an Ernestine Voß, 30. Januar 1791, zit. nach ebd., S. 83.

⁵⁵⁸ Brief von Friederike Juliane Griesbach an Charlotte Schiller, ohne Datum, GSA, Sign.: 83/1748, St. 4.

⁵⁵⁹ Brief von Friederike Juliane Griesbach an Bernhard Rudolf Abeken, 7. Dezember 1811, GSA, Sign.: 1/96 (o. Fol.).

⁵⁶⁰ Brief von Friederike Juliane Griesbach an Bernhard Rudolf Abeken, ohne Datum, GSA, Sign.: 1/96 (o. Fol.).

dieses möglicherweise zu überarbeiten und anschließend noch einmal in Schönschrift abzuschreiben und erst dann zu versenden.

Christiana von Goethe hatte trotz der Geburten von insgesamt fünf Kindern und möglicherweise weiteren Fehlgeburten nur ein Kind zu versorgen, sodass die Kinderbetreuung und -erziehung sie nicht in einem so hohen Maße forderte und vom Briefschreiben abhielt, wie dies bei Rebecca Claudius der Fall war, die insgesamt zwölf Kinder zur Welt gebracht hatte, von denen bis auf zwei alle das Erwachsenenalter erreichten.⁵⁶¹ Bei Christiana von Goethe war es vor allem die große Hauswirtschaft, die ihr oft keine Zeit zum Schreiben ließ. So findet sich gelegentlich nur ein kurzes Billett an Goethe mit dem Hinweis, dass an diesem Tag gebügelt, gebacken oder geputzt werde und sie deshalb nicht viel schreiben könne.⁵⁶² So musste einmal sogar ihr Bruder in ihrem Auftrag als Schreiber einspringen und teilte Goethe mit: „Ganz kurz vor Abgang der Post ist Ihr Brief an meine Schwester kommen. Es ist Wäsche und ein ewiges Reinmachen im Hause. Man glaubt nicht fertig zu werden. Ich muß also schreiben.“⁵⁶³

Gerade das Wäschewaschen und Bügeln, aber auch das Backen sind nicht selten Gründe dafür, dass Briefe von Christiana Vulpius kurz ausfallen bzw. hastig während der zu verrichtenden Arbeit geschrieben werden mussten. So heißt es beispielsweise im August 1798 an Goethe: „Ich bin heute sehr mit der Wäsche beschäftigt; Du mußt mir also verzeihen, wenn ich Dir nur so ein kleines Briefchen schicke.“⁵⁶⁴ Auf die Unruhe und fehlende Konzentration während des Schreibens deutet in einem Großteil dieser Briefe bereits die flüchtige Handschrift hin.⁵⁶⁵ Eine ähnliche Beobachtung hält Becker-Cantarino in Bezug auf Rebecca Claudius fest, von der ebenfalls viele „aus Zeitmangel und Erschöpfung oft hastig hingeworfen[e] Briefe“⁵⁶⁶ überliefert sind.

⁵⁶¹ Vgl. Becker-Cantarino: Rebecca Claudius, S. 80.

⁵⁶² Vgl. GC I, Nr. 162, 194, 222, 252 und 362.

⁵⁶³ Vgl. Brief an Goethe, 5. Mai 1800; GC I, Nr. 200.

⁵⁶⁴ GC I, Nr. 193.

⁵⁶⁵ Eine Untersuchung der Auswirkungen von Müdigkeit, Eile und Aufmerksamkeit auf die Sprachproduktion und insbesondere auf den Zusammenhang zur Einhaltung schriftsprachlicher Konventionen führte Schiegg anhand von Patientenbriefen durch. Er stellt zunächst fest, dass „das Niveau orthographischer Korrektheit bei Privatbriefen generell niedriger ist als bei offiziellen Briefen, sodass sich ein Nachlassen der Konzentration dort weniger bemerkbar macht.“ (Schiegg: Flexible Schreiber, S. 490) Die Hypothese, dass der Grad an Schriftsprachlichkeit bei Schreibern mit einem beschwerlichen Schreibprozess im Textverlauf abnimmt, wird bestätigt: Die orthographische Korrektheit nimmt in der zweiten Texthälfte adressatenunabhängig ab (vgl. ebd., S. 268 und 491).

⁵⁶⁶ Becker-Cantarino: Rebecca Claudius, S. 83.

In den Briefen an den Bremer Freund Nicolaus Meyer sind Beteuerungen und Entschuldigungen wegen länger als gebührllich ausbleibender Briefe ebenfalls keine Seltenheit. Oft waren es ihre „häuslichen Geschäfte“,⁵⁶⁷ die sie abhielten. Darüber hinaus kam es auch vor, dass eigene gesundheitliche Beschwerden Christiana von Goethe das Schreiben unmöglich machten. Während sie Beeinträchtigungen dieser Art so gut wie möglich vor ihrem Gatten verbarg (das galt auch für Erkrankungen des Sohnes) oder ihm diese erst offenbarte, nachdem sie wieder genesen war, schrieb sie darüber an Nicolaus Meyer unumwunden wie am 20. Mai [1802]: *scho[n] lä[nn]st häte ich Ihnen mein lieber Freund einige zeillen schreiben sollen aber seit 4 wochen befinde ich [mic]h so übel daß [mi]r alle lust zu leben ve[r]g[lin] und zu schriben^{var} mir es gar gar nicht möchlich.*⁵⁶⁸ Verzögerungen in der Briefkorrespondenz ergaben sich zuweilen aus der Krankenpflege von Familienmitgliedern wie im Frühjahr 1805, als Christiana Vulpius nicht nur den seit Monaten schwerkranken Goethe umsorgte, sondern sich zugleich auch der Gesundheitszustand ihrer Schwester und ihrer Tante weiter verschlechterte.⁵⁶⁹

3.4.2.2 Posttage und Botenabgänge als schreibstrukturierender Faktor

Um 1800 war das Postwesen bereits sehr gut organisiert und der Ausbau des Postnetzes so weit vorangeschritten, dass Briefe über kürzere Distanzen (nahezu) täglich und über längere Distanzen in überschaubarer Zeit ausgetauscht werden konnten. In Weimar gab es drei verschiedene Postverwaltungen, namentlich die Kaiserliche Reichspost (betrieben von der Familie Thurn und Taxis), die Kurfürstlich-Sächsische Post (erst ab 1803 mit einer Poststation in Weimar) und die Herzoglich-Sächsische Post, die die Briefbeförderung mit unterschiedlichen Zuständigkeitsbereichen sicherstellten.⁵⁷⁰

567 Brief von Christiana Vulpius an Nicolaus Meyer, 25. November 1805 (FDH/FGM, Sign.: Hs-13438, vgl. auch Kasten, Nr. 114). – Im Jahre 1806 kamen beispielsweise zum „normalen“ Arbeitspensum noch Einquartierungen preußischer Soldaten und Offiziere hinzu, die versorgt werden mussten (vgl. Kasten, Nr. 119).

568 Universitätsbibliothek Leipzig, Slg. Hirzel, Sign.: B313b, vgl. auch Kasten, Nr. 17.

569 Vgl. Kasten, Nr. 99, auch Nr. 124.

570 Vgl. Bühling, Werner: Die Post in Weimar. Das Postwesen und seine Entwicklung in und um Weimar in vier Jahrhunderten. Weimar 1995, S. 15. – Zum Postwesen im Herzogtum Sachsen-Weimar(-Eisenach) vgl. zudem Deutsche Post AG (Hrsg.): Goethe und Weimar. Vorphilatelistische und philatelistische Spuren Goethes, seiner Stadt und ihrer Postverbindungen. Hamburg 1999, insb. S. 10–47 und in komprimierter Form das Kapitel „Tore und Straßen nach allen Enden der Welt. Weimarer Postverhältnisse“ in Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 397–422.

Im Postbericht von 1779⁵⁷¹ ebenso wie in jenem von 1804⁵⁷² sind wöchentlich insgesamt vier Verbindungen von Weimar nach Jena aufgelistet, wobei die Berichte nur einen Teil der tatsächlich bestehenden Postverbindungen wiedergeben. Es gab beispielsweise zusätzlich bis 1803 noch einen Kammerwagen, der einmal und später zweimal wöchentlich auf der Strecke Jena-Weimar-Erfurt-Gotha-Eisenach verkehrte.⁵⁷³

Die fahrende und reitende Post war in der Korrespondenz von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe vor allem bei Reisen in entfernter liegende Orte von Bedeutung. Während Goethes häufiger Aufenthalte in Jena war der tägliche Botendienst die wichtigere Instanz. Er wurde von beiden rege genutzt und stellte mithin bei dieser Distanz den primären Weg der Brief- und Warenbeförderung dar. Darüber gibt die Korrespondenz vielfach Auskunft; beispielsweise schreibt Christiana Vulpius am 31. Mai 1797 an Goethe: „Wenn die Botenweiber kommen, und ich bekomme keinen Brief von Dir, so ist es mir betrübt“⁵⁷⁴ oder am 2. April 1798: „Der Bote ist zu mir gekommen und fragt, ob ich was zu bestellen hätte. Da schicke ich Dir, was eben angekommen ist.“⁵⁷⁵ Über den Botendienst war es möglich, noch am selben Tag Antwort zu erhalten, wie Goethes Bemerkung im ebenfalls vom 2. April 1798 stammenden Antwortschreiben zeigt: „Durch den rückkehrenden Boten sage ich Dir nur so viel, daß der Herzog Mittwoch hierher kommt und den Donnerstag bleibt, so daß ich also vor Freitag nicht nach Weimar könnte, wenn ich auch wollte.“⁵⁷⁶

Diese Botengänge ermöglichten über die Zustellung von Briefen hinaus auch eine kostengünstige Beförderung von Lebensmitteln, Arbeitsmaterialien, Kleidung und anderen Dingen, die Goethe in Jena benötigte und die ihm seine Partnerin zukommen ließ. Am häufigsten werden Lebensmittel aus dem Haus am Frauenplan nach Jena spedit. So heißt es beispielsweise am 19. Februar 1796: „Mit dem Essen geht es mir wieder recht schlecht, schicke mir einige Flaschen oberweimarisches Bier.“⁵⁷⁷ oder am 22. Mai 1798: „Wegen der Nahrung geht es nicht ganz so gut. [...] Ich will indessen schon sehen, wie ich zurecht komme, sei nur so gut und schick mir ein Fläschchen von unserm gewöhnlichen Öl zum Salat. Denn das beste hier ist nicht eßbar.“⁵⁷⁸ Aber auch Bücher und andere Materialien konnten auf diese Weise

571 „Post-Bericht“ vom 17. Januar 1779; vgl. die Abb. in: Schöne: *Der Briefschreiber Goethe*, S. 400.

572 Weimarerischer Postbericht. Wie die Posten abgehen und ankommen. In: Hofkalender 1804, S. 1–3, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00094763 (22.03.2024).

573 Vgl. Schöne: *Der Briefschreiber Goethe*, S. 404 sowie Bühling: *Post in Weimar*, S. 257.

574 GC I, Nr. 126.

575 GC I, Nr. 165.

576 GC I, Nr. 166.

577 GC I, Nr. 69.

578 GC I, Nr. 170.

transportiert werden. So fordert Goethe zum Beispiel am 6. September 1796: „Laß die Bücher, die ich auf beiliegendem Blättchen verzeichnet habe, durch Deinen Bruder in meiner Bibliothek aufsuchen und schicke mir sie durch die rückgehenden Botenweiber.“⁵⁷⁹

Diese raschen und häufig täglichen Brief- und Warensendungen blieben nicht ohne Auswirkungen auf die inhaltliche Gestaltung und Ausführlichkeit der ausgetauschten Nachrichten. So handelt es sich oftmals um kurze Notizen in Billettform oder Arbeitsaufträge und -berichte. Christiana von Goethe wird nicht selten ihre häuslichen Arbeiten unterbrochen haben, um der Botenfrau oder dem Boten noch eine eilig verfasste Mitteilung für Goethe mitgeben zu können. Neben den zahlreichen Briefen, die mit der Formel „in Eile“ versehen sind, zeigen dies u. a. ihre kurzen Ausführungen vom 27. Mai 1797, die mit den Worten enden: „Leb wohl, die Wenzel [die Botenfrau, Anm. d. Verf.] kömmt.“⁵⁸⁰

Es kam vor, dass eine aus Jena eingetroffene Botenfrau direkt im Haus am Frauenplan auf eine briefliche Antwort und entsprechende Beigaben wartete, um diese wieder mit nach Jena retour zu nehmen. Dazu riet Goethe in einem Brief vom 15. Oktober 1798, als er dringend einige Schriftstücke benötigte. Er war besorgt, dass es andernfalls „Confusion geben“ könnte, wenn die Botenfrau erst durch die Stadt liefe, um andere Sendungen entgegenzunehmen.⁵⁸¹ Dementsprechend kurz fiel der Antwortbrief aus, zumal Christiana Vulpius im Begriff war, nach Tiefurt aufzubrechen, als sein Brief eintraf.⁵⁸²

Ferner ist ein Brief überliefert, aus dem hervorgeht, dass Christiana Vulpius nicht immer selbst Zeit fand, um Goethes Nachricht direkt zu beantworten. Als an einem geschäftigen Wasch- und Reinigungstag dennoch eine zügige Reaktion erforderlich war, beauftragte sie ihren Bruder mit dem Verfassen einer Antwort.⁵⁸³ Dieser Brief, der an einem Montag an den in Leipzig weilenden Goethe verfasst wurde, endet wiederum mit der Bitte um rasche Antwort: „Auf diesen Brief müßten der Herr Geh. Rath mit *umgehender* Post antworten, sonst bekömmt meine Schwester den Brief nicht Donnerstags, wo sie doch Ihre Entschließungen wissen muß. Die Post eilt zum Abgehen.“⁵⁸⁴

⁵⁷⁹ GC I, Nr. 86.

⁵⁸⁰ GC I, Nr. 122. – Weitere Beispiele finden sich auch in GC I, Nr. 166, 375, 451 und 471. – Eine der Botenfrauen war Johanna Dorothea *Karoline* Wenzel (Wenzel) (1782 bis 1871) aus Jena. Sie war die Tochter des Pensionärs Johann Wilhelm Wenzel aus erster Ehe (vgl. „ID 47233 – Wenzel (Wenzel), Johanna Dorothea Karoline verh. Vollbracht“, in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassikstiftung.de/ords/f?p=900:2:::P2_ID:47233 [03.02.2024]).

⁵⁸¹ Vgl. GC I, Nr. 201.

⁵⁸² Vgl. GC I, Nr. 202.

⁵⁸³ Vgl. GC I, Nr. 266.

⁵⁸⁴ Ebd. (Hervorhebung im Original).

Die obigen Ausführungen verdeutlichen, dass bei weiteren Entfernungen die Posttage, bei kürzeren die Botengänge den Kommunikationsfluss strukturierten. Vor allem die kurzen Billetts, die während ihrer häuslichen Tätigkeiten geschrieben wurden, deuten darauf hin, dass Christiana von Goethe das Verfassen von Briefen zuweilen als Bestandteil der Hausarbeit, mithin als Verpflichtung, empfand.⁵⁸⁵ Diese sind weder mit Zeit noch Muße verfasst worden. Hier standen vielmehr Pflicht und Notwendigkeit zu einer raschen Reaktion im Vordergrund und das Bestreben, Goethes Wünsche gemäß ihrer Rolle als fürsorglicher Gattin möglichst umgehend zu erfüllen.

3.4.2.3 Abendliches Schreiben

Aus einigen Briefen Christiana von Goethes ist zu entnehmen, zu welcher Tageszeit sie geschrieben wurden. Wenn nicht gerade durch Botenabgänge eine umgehende Antwort erforderlich war, fiel das Schreiben in die ruhigeren Abendstunden. Von den insgesamt 13 Zeitangaben⁵⁸⁶ in ihren eigenhändigen Briefen an Goethe entfallen nur zwei auf den Vormittag. In einem Fall handelt es sich um die Fortsetzung eines Briefes, der bereits am Abend zuvor begonnen worden war, und im zweiten um einen kurzen Brief, der vermutlich zusammen mit einem weiteren, am Abend zuvor verfassten Brief abgeschickt wurde.⁵⁸⁷ Aus zahlreichen weiteren Briefen lässt sich indirekt erschließen, dass diese ebenfalls später am Tag, höchstwahrscheinlich ebenfalls in den Abendstunden geschrieben worden sind, da von den zurückliegenden Ereignissen des Tages berichtet wird.

Der Entstehungszeitpunkt lässt Rückschlüsse auf exogene Schreibfaktoren zu, die vermutlich nicht ohne Auswirkungen auf das Schreibresultat blieben und die in Zeiten des elektrischen Lichts und moderner Schreibgeräte weniger naheliegend sind. Das Schreiben in den Abendstunden, meist nach 20 Uhr, bedeutete für mehrere Monate im Jahr eine Schreibtätigkeit bei Kerzenschein, bei schlechter Beleuchtung also. Am Abend nach einem geschäftigen Tag, der meist sehr früh begann, ist zudem mit einer verminderten Aufmerksamkeit und Konzentration zu rechnen. Besonders augenfällig werden die Auswirkungen des in diesem Fall nächtlichen Schreibens nach vergnüglichen Stunden in den Briefen aus Lauch-

⁵⁸⁵ Vgl. hierzu in Bezug auf Frauenbriefe im Allgemeinen Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 450.

⁵⁸⁶ Nicht berücksichtigt wurde ein Reisetagebuch in Briefform vom 8. bis 11. August 1797, welches auf der Rückreise von Frankfurt a. M. entstanden ist. Die Briefe aus Lauchstädt werden auch nur am Rande erwähnt, weil der Tagesablauf während des Sommertheaters ein gänzlich anderer war und meist bis spät abends und nachts Bälle besucht wurden. Dort schrieb Christiana Vulpius einige Briefe auch spät nachts nach diesen Veranstaltungen.

⁵⁸⁷ Vgl. GC I, Nr. 306 und 122.

städt. Dort schrieb Christiana Vulpius ihre Briefe oftmals noch nach den Tanzbällen und dem damit sicherlich verbundenen Genuss von alkoholischen Getränken.

Beatrix Niemeyer verweist hinsichtlich der idealen Schreibbedingungen auf eine französische Enzyklopädie aus dem Jahr 1763, die drei Dinge als wesentlich erachtete: einen schönen (sonnigen) Tag, einen soliden Tisch und einen bequemen Stuhl.⁵⁸⁸ Christiana von Goethe konnte ihre Briefe wie die meisten Frauen nur selten unter diesen Bedingungen zu Papier bringen. Gerade die vom Tageslicht begleiteten Stunden standen nur in seltenen Fällen für das Führen von Korrespondenzen zur Verfügung. Was die räumlichen Gegebenheiten angeht, kamen diese den Idealvorstellungen der Enzyklopädie schon recht nahe.

3.4.2.4 Schreiborte im Haus am Frauenplan

Männer verfügten in den vermögenden Kreisen meist über ein separates Arbeitszimmer mit einem Schreibtisch, an welchen sie sich zum Schreiben zurückziehen konnten. Für Frauen galt dies nicht im gleichen Maße. Oftmals stand Frauen kein eigener Raum für ihre Schreibtätigkeit zur Verfügung; meist teilten sie sich ihr Zimmer mit ihren Kindern und besaßen keinen eigenen Schreibtisch. Ihr Schreibprozess war zudem häufig von Unterbrechungen durch Kinder, Besucher oder das Dienstpersonal geprägt.⁵⁸⁹ Ablenkungen waren somit die Regel und nicht die Ausnahme.

Christiana von Goethe gehörte zu den Frauen, die das Privileg eines festen Ortes zum Schreiben besaßen: Ihr standen sowohl ein eigener Raum als auch ein eigenes „Schreibepult“ (so die gebräuchliche Schreibung um 1800)⁵⁹⁰ zur Verfügung.⁵⁹¹ Wo genau sich ihr *klein hinter Stüb[chen]*⁵⁹² befand und ob das Pult in diesem Raum stand, ist nicht zu ermitteln. Die heutzutage als „Christianezimmer“ museal eingerichteten Räumlichkeiten im Hinterhaus des Gebäudekomplexes am Frauenplan könnten von ihr genutzt worden sein. Es könnte sich aber ebenso gut um Kammern für Bedienstete oder aber auch um Wirtschaftsräume oder Ankleidezimmer gehandelt haben. Bekannt ist, dass Christiana Vulpius seit 1792 gemeinsam mit Goethe auch Privaträume im Ostteil des zum Frauenplan hin ausgerichteten Vorderhauses bewohnte.⁵⁹³

⁵⁸⁸ Vgl. Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 449 f.

⁵⁸⁹ Vgl. Niemeyer: „Angenehme Sittenlehrer“. Briefe, S. 201. – Zur ausführlichen Beschreibung der Wohnsituation von Schriftstellerinnen des 18. Jahrhunderts vgl. Walter, Eva: Mägede Arbeit (Diss. masch.), S. 73–108.

⁵⁹⁰ Vgl. Art. „Schreibepult“, in AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S02792> (22.03.2024).

⁵⁹¹ Johann Wolfgang von Goethe an Christiana Vulpius am 19. Februar 1796 (GC I, Nr. 69).

⁵⁹² JWG2.

⁵⁹³ Vgl. Holler, Wolfgang / Knebel, Kristin (Hrsg.): Goethes Wohnhaus. Weimar 2011, S. 59.

Einer näheren Erläuterung bedarf das erwähnte Schreibpult:⁵⁹⁴ Goethe verwendet für das Schreibmöbel seiner Frau sowohl den Ausdruck „Schreibepult“⁵⁹⁵ als auch „Schreibtisch“⁵⁹⁶ (um 1800 auch in der Schreibung „Schreibetisch“⁵⁹⁷). Für seine eigenen Schreibmöbel kommt in den Briefen an Christiana Vulpius nur die Bezeichnung „Schreibtisch“ vor.⁵⁹⁸ Ob sich daraus eine semantische Differenzierung im Sinne eines Schreibtischs, vor dem man sitzt, und eines Schreibpults, vor dem man steht, ableiten lässt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Im Zusammenhang mit Oberroßla wird ebenfalls ein Schreibpult erwähnt.⁵⁹⁹ Da sich Christiana und Johann Wolfgang von Goethe beide nur selten in Oberroßla aufhielten, wird sich dort vermutlich ein kleineres, weniger geräumiges Modell befunden haben.⁶⁰⁰

Auf einen geschlechtsspezifischen Unterschied bei der Wahl der Schreibmöbel weist das *Journal des Luxus und der Moden* von 1793 hin: „Damen, welche in ihrem Schreib-Tische bey weitem nicht so viele Papiere aufzuheben haben, als Gelehrte oder Geschäftsmänner, bedürfen daher auch keinen so großen und geräumigen als letztere.“⁶⁰¹ In der Dezember-Ausgabe von 1799 wird dieser Aspekt weiter spezifiziert:

594 Ein Schreibmöbel, welches Christiana von Goethe zugeschrieben wird, konnte weder nach Recherchen in der Museumsdatenbank der Klassik Stiftung Weimar noch nach einer ersten Durchsicht der verschiedenen Inventarlisten zum Goethe'schen Nachlass gefunden werden. Es ist nicht auszuschließen, dass ihr Schreibmöbel aufgrund ihres frühen Todes nicht im Goetheschen Nachlass erhalten oder in den Besitz August von Goethes und später seiner Kinder übergegangen ist. – Erhalten ist ein Schreibset mit Amor neben dem Federhalter, welches heute in den Christiane-Zimmern des Goethe-Wohnhauses gezeigt wird und das möglicherweise aus dem Besitz Christiana von Goethes stammt (vgl. Holler/Knebel: Goethes Wohnhaus, S. 70, Abb. 2; vgl. auch die Abbildung in Damm: Christiane Goethe Tagebuch, Anhang).

595 GC I, Nr. 69.

596 Vgl. Johann Wolfgang von Goethe an August von Goethe am 29. Juni 1816, in: Ungedruckte Briefe Goethes an seinen Sohn. In: Jahrbuch der Sammlung Kippenberg, Bd. 1. Leipzig 1921, S. 61–64, hier S. 61.

597 Vgl. Art. „Schreibetisch“, in AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S02799> (22.03.2024).

598 Vgl. u. a. GC I, Nr. 77, 87, 182 sowie GC II, Nr. 451, 462 und 475.

599 Vgl. GC I, Nr. 225.

600 Es hat sich ein Hinweis auf eine konkrete Schreibsituation auf dem Landgut in Oberroßla erhalten, als sich Christiana Vulpius im Juli 1798 anlässlich der Kirchweihe dort aufhielt. Ein reges Treiben in Vorbereitung des Festes führte zur Beeinträchtigung ihres Schreibprozesses, wie sie Goethe berichtete: „Mündlich will ich Dir alles erzählen; man kann hier nicht in Ruhe schreiben [...]“ (GC I, Nr. 190). Wie die Schreibgegebenheiten ansonsten auf Reisen aussahen, ist den Briefen nicht im Detail zu entnehmen. Die Rahmenbedingungen werden zudem je nach Unterkunft variiert haben.

601 [Anonym]: „Ameublement“. In: *Journal des Luxus und der Moden* 8 (Februar 1793), S. 126–128, hier S. 126, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055293 (22.03.2024); vgl. hierzu auch Böhmer, Sebastian: Zu einer „Semantik von unten“. Medien-, material- und diskursphilologi-

Der größere Schreibtisch eines Mannes kann beständig offen stehen, auch zuweilen wohl ein wenig mit Papieren und Büchern beladen seyn, weil man voraussetzt daß seine Arbeit ihn stündlich daran beschäftigt; das Bureau einer Dame hingegen, die nur einzelne Stunden daran sitzt, und sich mit ihren abwesenden Freunden, mit ihrem eignen Geiste, oder als Hausmutter mit ihrem Hauswesen unterhält, und dazu nur einzelne Blätter, oder ein zierliches Bögelchen Engl. Patent-paper braucht, muß außerdem beständig verschlossen seyn, und die Arcana der Liebe, der Freundschaft, und der Wirthschafts-Casse sichern.⁶⁰²

Die integrierten, unteren Schub- bzw. Kommodenfächer des Schreibtisches waren ebenfalls geschlechtsspezifisch für die Aufbewahrung von Handschuhen, Federn, Blumen, Spitzen, Schals und „andere [n] Requisiten des kleinen Putzes“⁶⁰³ gedacht. Die Konzeption als Damenschreibtisch und Kommode zugleich spiegelt die unterschiedlichen Geschlechtscharaktere und Rollen wider, die man Frauen und Männern zuschrieb.

Grundsätzlich könnte es sich beim Schreibmobiliar Christiana von Goethes, wie die Bezeichnung vermuten lässt, um ein reines Schreibpult, an dem man die Schreibtätigkeit im Stehen verrichtete, gehandelt haben oder aber um ein Möbelstück, welches zwei Schreibfunktionalitäten aufwies: ein ausklappbares schräg liegendes Pult zum Schreiben im Stehen einerseits und einen ausziehbaren Schreibtisch für das Schreiben im Sitzen andererseits. In jedem Fall war es für Frauen keine Selbstverständlichkeit, über einen eigenen Raum und entsprechenden Schreibmobiliar verfügen zu können.

3.4.3 Exkurs: Christiana von Goethe als „Schreibschülerin“ – Johann Wolfgang von Goethes Rolle

Es ist davon auszugehen, dass Christiana von Goethe Lesen, Schreiben und Rechnen bereits in ihrer Kindheit und Jugend erlernt hatte⁶⁰⁴ und nicht erst, nachdem Johann Wolfgang von Goethe sie in sein Haus aufnahm. Mit der fortdauernden Beziehung zu Goethe änderten sich allerdings die Ansprüche an ihre Schreibfähig-

sche Studien zu Schrift und Schreiben in der Zeit von 1770 bis 1834 (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, 381). Heidelberg 2018, S. 221, Abb. auf S. 224 f.

⁶⁰² B[ertuch, Friedrich Justin]: „Ameublement. Ein bequemes Damen-Büreau“. In: Journal des Luxus und der Moden 14 (Dezember 1799), S. 654 f., hier S. 654, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055550 (22.03.2024).

⁶⁰³ Ebd.

⁶⁰⁴ Vgl. insb. Kapitel 2.3.

keiten. War ihre Schreibausbildung im familiären Umfeld zunächst höchstwahrscheinlich vor allem an den Fähigkeiten orientiert, die für den Hausgebrauch nötig gewesen waren (wie das Notieren von Ausgaben für Lebensmittel und Anschaffungen), weitete sich dieser Bereich in Goethes Haushalt deutlich aus. Gerade das Verfassen von Briefen und das Führen von Korrespondenzen stellte über die reine Schreibfähigkeit hinaus hohe Anforderungen; es setzte nicht nur die Kenntnis von Konventionen hinsichtlich der formalen Gestaltung von Briefen und deren Adressierung voraus; man musste auch wissen, wie ein Brief zu falten, zu siegeln und zu frankieren war. Christiana von Goethe erweiterte ihren Wissensstand und ihre Kompetenzen in diesem Bereich sukzessive auch mithilfe von Goethes Instruktionen und Hinweisen.

Besonderheiten waren vor allem beim Postversand ins Ausland zu beachten. Anfangs ging Christiana Vulpius der Hausgenosse Johann Heinrich Meyer bei dieser Aufgabe zur Hand.⁶⁰⁵ Das geht aus ihren Briefen vom Sommer 1793 hervor, als sich Goethe während der Feldzüge gegen Frankreich in der Gefolgschaft des Herzogs Carl August befand.⁶⁰⁶ Vier Jahre später, kurz vor seiner Reise in die Schweiz, die Goethe eigentlich weiter nach Italien hätte führen sollen, erklärte er Christiana Vulpius nachdrücklich zweimal in demselben Brief, was sie bei ihren Postsendungen zu beachten habe: „Wenn Du mir schreibst, so mußt Du immer zugleich auf die Adresse setzen: *gefällig nachzuschicken*, und mußt Deinen Brief noch besonders siegeln, wenn Du ihn auch in ein Packet legst [...]“⁶⁰⁷ Diese Instruktionen waren nötig, da sowohl Johann Heinrich Meyer als auch der Schreiber Ludwig Geist Goethe begleiteten und Christiana Vulpius diese Aufgabe selbst erledigen musste.

In seinen Briefen versucht Goethe Christiana Vulpius mit Anerkennung und Lob zum regelmäßigen Schreiben zu ermuntern. Erwartungsgemäß sind formelhafte Aufforderungen wie „schreibe fleißig“ häufig anzutreffen.⁶⁰⁸ Wenn Goethe

⁶⁰⁵ Im November 1791 vergrößerte sich die Goethe'sche Hausgemeinschaft: Der Schweizer Maler Johann Heinrich Meyer, den Goethe auf seiner Italienreise kennengelernt hatte, war in Weimar eingetroffen. Er zog in die zweite Etage des Jägerhauses und später mit in das Haus am Frauenplan, dessen Umbau er auch während Goethes Abwesenheit leitete. Bis zu seiner Hochzeit mit Amalie von Koppenfels im Jahre 1803 wohnte er dort. Er war eine wichtige Vertrauensperson für Christiana Vulpius (vgl. Klauß, Jochen: Der „Kunschtmeyer“. Johann Heinrich Meyer: Freund und Orakel Goethes. Weimar 2001, insb. S. 79 ff.).

⁶⁰⁶ Vgl. GC I, Nr. 28 und 30.

⁶⁰⁷ GC I, Nr. 143 (Hervorhebung im Original).

⁶⁰⁸ Vgl. u. a. GC I, Nr. 141 und Nr. 384; GC II und Nr. 480. – Des Weiteren sind Wendungen mit „fahre ja fort, (mir fleißig zu schreiben)“ typisch (vgl. u. a. GC I, Nr. 143, Nr. 352, Nr. 354, Nr. 357 und Nr. 358).

einen ausführlichen Brief erhalten oder Christiana Vulpius in kurzer Folge Briefe an ihn gerichtet hatte, würdigte er diese Bemühungen.⁶⁰⁹ Besonders deutlich und in auffallender Häufung geschah dies in seinen Briefen vom Sommer 1803, als Christiana Vulpius zum ersten Mal für mehrere Wochen allein verreist war, um dem Gastspiel des Weimarer Theaters in Lauchstädt beizuwohnen. In nahezu jedem seiner Briefe bekräftigte Goethe seine Freude über die detailreichen und ungewöhnlich ausführlichen Briefe seiner Partnerin.⁶¹⁰ Anders als im Weimarer Alltag, der vor allem bis zur Hochzeit 1806 maßgeblich von der Organisation des Hauswesens und wiederkehrenden Tätigkeiten bestimmt war, zeugen die Briefe von ereignisreichen Tagen mit Theateraufführungen, Bällen und Geselligkeiten.

Kritik an den eigenhändig geschriebenen Briefen von Christiana Vulpius übte Goethe in seinen überlieferten Zeugnissen nicht. Allenfalls hielt er sie zu ausführlicheren Schilderungen an, wenn ein Sachverhalt seiner Meinung nach zu kurz behandelt wurde.⁶¹¹ Ein Lob, welches zugleich eine implizite Kritik enthält, ist in seinem Brief vom 15. Februar 1799 zu lesen: „Ich danke Dir für Deine Briefe, die doch dießmal so gar kurz nicht sind.“⁶¹² Bemerkenswert ist einzig eine explizite Aufforderung zum stetigen Üben, die Goethe nach immerhin fast achtjähriger Beziehung und somit auch schon einigen Jahren der Schreibpraxis von Christiana Vulpius äußerte: „Für Deinen langen Brief danke ich Dir recht sehr, es geht schon wirklich mit dem schreiben, wenn Du es nur recht üben willst.“⁶¹³ Dieser Zuspruch kann seinen väterlich-schulmeisterlichen Ton nicht verbergen, den er Christiana gegenüber allerdings in erkennbar geringerem Maße anschlug, als er es beispielsweise in früheren Jahren in den Briefen an seine Schwester Cornelia⁶¹⁴ oder zuwei-

609 Vgl. u. a. GC I, Nr. 25, Nr. 27, Nr. 132 und Nr. 354.

610 Vgl. GC I, Nr. 352, Nr. 357, Nr. 358 und Nr. 362.

611 Vgl. GC I, Nr. 45.

612 GC I, Nr. 219.

613 Brief vom 9. Juni 1797, GC I, Nr. 132.

614 Während seiner Leipziger Studienjahre korrigierte Goethe beispielsweise die Briefe seiner Schwester. Er forderte sie auf, ihre Briefe halbbrüchig zu schreiben, damit er daneben Raum für seine Anmerkungen hatte (vgl. den Brief vom 6. bis 9 oder 10. Dezember 1765, in: GB 1 I, S. 25). Die Kritik, die er diesem Brief beifügte, stand unter dem Einfluss der Brieftheorie und der Vorlesungen Christian Fürchtegott Gellerts und glich dessen Ausführungen teilweise bis in den Wortlaut. Goethe selbst tadelte später sein Verhalten in *Dichtung und Wahrheit*, welches er als „Nachäfferey“ (des Professors) bezeichnete (vgl. GB 1 II, zu 25,9–11 sowie 25,14–29, S. 47 f.). Hierbei ist zu bedenken, dass das Verhältnis zwischen Bruder und Schwester bzw. Mann und Geliebter nicht gleichzusetzen ist und dass Goethe mit seinen damals 16 Jahren der Wunsch geleitet haben könnte, seiner 1 ½ Jahre jüngeren Schwester seinerseits weiterhin Bildung angedeihen zu lassen, nicht zuletzt, da ihr als Mädchen eine weiterführende institutionelle Ausbildung versagt blieb. Beide Kinder waren im Elternhaus lange Zeit gemeinsam unterrichtet worden und nun sah sich Goethe offensichtlich in der Rolle des Mentors.

len in den Briefen an seinen Sohn – man mag hier naturgemäß die erzieherische Funktion in Rechnung stellen – getan hat.⁶¹⁵

Selbst in den späteren Jahren, als Christiana von Goethe kaum noch selbst zur Feder griff, äußert Goethe noch implizite Kritik an der Kürze der eigenhändigen Briefe Christianas, wie am 30. April 1809: „Lebe recht wohl und dictire unserer schönen Freundin [Caroline Ulrich, Anm. d. Verf.] ein weitläuftigeres Blättchen, als Du selbst zu schreiben pflegst.“⁶¹⁶ Wenige Tage später bat Goethe seine Frau, sie möge nicht zu kurz schreiben.⁶¹⁷

Einmal zieht Goethe einen für seine Frau nicht sonderlich schmeichelhaften Vergleich zu der gebildeten und weltgewandten Christine Reinhard, geborene Reimarus, der Gattin des Diplomaten Carl Friedrich Reinhard. Als Goethe einen bevorstehenden Besuch des Ehepaares in Weimar während seiner Abwesenheit ankündigte, entwarf er folgende Charakterisierung:

An ihm wirst Du einen ernsthaften, sehr verständigen und wohlwollenden Mann finden. Inwiefern Du zu ihr einiges Verhältniß haben kannst, wird sich geschwind zeigen. Sie ist eine gute Mutter und thätige Gattin, aber belesen, politisch und schreibselig, Eigenschaften, die Du Dir nicht anmaßest.⁶¹⁸

Zunächst hebt Goethe die häuslichen Tugenden als Mutter und Hausfrau hervor, da er diese nicht nur Christine Reinhard, sondern gleichermaßen auch seiner Gattin zuschreibt, um daran anschließend die Unterschiede zwischen beiden herauszustellen, die Christiana von Goethe nicht im besten Licht erscheinen lassen. Mit der Betonung der Differenzen ist indirekt eine Aufforderung zur gebotenen Zurückhaltung gegenüber Reinhards Gattin intendiert.⁶¹⁹

615 Beispielhaft sei hier auf ein Zitat in einem Brief Goethes an seinen Sohn aus dem Jahr 1808 verwiesen, in dem es nach der Rückkehr der Mutter nach Weimar heißt: „Schreibe ihr doch bald wenn du es noch nicht gethan hast, und vernachlässige womöglich deine Hand nicht gar zu sehr. Der Tag ist lang und wenn du ein Drittel der Zeit mehr auf einen Brief wendest, so liest ihn dein Correspondent mit Vergnügen, indem er nicht nöthig hat die mühselige Dechiffirkunst anzuwenden.“ (Goethes Briefwechsel mit seinem Sohn August. Mit Einleitung, Kommentar und Register. Hrsg. von Gerlinde Ulm Sandford. Weimar 2005, Bd. 1, S. 85 f.) In diesem Zusammenhang sehr lesenswert ist die Darstellung in Stephan Oswalds Biographie zu August von Goethes Schreiben (vgl. ders.: Im Schatten des Vaters. August von Goethe. München 2023, S. 319–324).

616 GC II, Nr. 437.

617 Vgl. GC II, Nr. 440.

618 Brief vom 14. Juli 1807, GC I, Nr. 411.

619 Nachdem sich beide Frauen kennengelernt hatten, charakterisierte Christine Reinhard Christiana von Goethe in einem Brief an Sophie Reimarus am 9. August 1807 wie folgt: „Ich hatte mir fest vorgenommen, die Bekanntschaft von Goethes Frau zu machen, um ihm [Goethe, Anm. d. Verf.] zu beweisen, daß meine Natur nicht so exklusiv sei, wie er vermutete. [...] Das Äußere von Frau von Goethe ist gewöhnlich, um nicht zu sagen: gemein. Aber sie sieht so aus, als wenn

Die im Großen und Ganzen ermutigenden Worte gegenüber der Schreiberin aus den frühen Briefen Goethes setzen sich in den späteren Jahren nicht fort, wahrscheinlich vor allem, weil Christiana von Goethe nach 1806 ohnehin nur noch selten selbst zur Feder griff. Anders als gegenüber seiner Schwester Cornelia gerierte sich Goethe seiner Geliebten und späteren Ehefrau gegenüber nicht als mahnender Lehrmeister, der seine Schülerin zum „richtigen“ Briefschreiben erziehen wollte. Er akzeptierte seine Frau als die Briefschreiberin, die sie war, freute sich über ihre Bemühungen, die er wohlwollend zur Kenntnis nahm und lobend erwähnte; mit tadelnden Worten hielt er sich zurück. Er respektierte ihre begrenzten Ambitionen in diesem Bereich und versuchte nicht, übermäßig bildend einzugreifen.

3.5 Die schriftlichen Zeugnisse Christiana von Goethes

3.5.1 Briefe an den Familien- und Freundeskreis

Insgesamt sind 312 Privatbriefe Christiana von Goethes an Adressaten aus dem engsten Familien- und Freundeskreis bekannt.⁶²⁰ Die exakte Anzahl kann je nach zugrundeliegendem Briefverständnis leicht differieren, wobei insbesondere die Zählung von Briefen bzw. Brieftagebüchern, die an zwei oder mehreren aufeinanderfolgenden Tagen geschrieben und zusammen abgeschickt worden sind, unterschiedlich ausfallen kann. Zehn Briefe an Nicolaus Meyer sind nur im Druck überliefert (vgl. Tab. 3), sodass deren Eigenhändigkeit nicht zweifelsfrei festgestellt werden kann. Ihr Verbleib konnte nicht ermittelt werden.

Der überwiegende Teil der Briefe Christiana von Goethes im Umfang von 253 Briefen ist an Johann Wolfgang von Goethe gerichtet; 35 Briefe (einschließlich der zehn nur aus dem Druck bekannten Briefe) sind an Christiana von Goethes Vertrauten Nicolaus Meyer adressiert. Erhalten sind 22 Briefe an ihren Sohn August. Von der ursprünglich recht umfangreichen Korrespondenz mit Goethes Mutter, Catharina Eli-

sie einen guten Charakter hätte. Sie hat auf mich einen weniger antipathischen Eindruck gemacht, als sonst Frauen machen, die in Gesellschaft kommen, nachdem sie lange Zeit eine niedrige Stellung eingenommen haben. Sie drängte uns gutmütig, eine Mittagseinladung bei ihr anzunehmen. [...] Wollte ich sie Ihnen genau charakterisieren, so könnte ich sie nur mit der Kammerfrau vergleichen, die ich nach Italien mitnahm. Ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus die einer gewandten Kammerfrau. Auch ihr Bildungsgrad steht nicht höher.“ (Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 368.).

620 Darüber hinaus sind weitere Briefe an Freunde und Bekannte erhalten sowie geschäftliche Schreiben oder andere Eintragungen, welche sie (primär) in ihrer Funktion als Verwalterin eines großen Hauswesens schrieb oder in Auftrag gab. Dazu gehören z. B. Bestellungen (u. a. für Wein), Einträge in Rechnungsbücher oder Inventarlisten.

sabeth, sind nur zwei überliefert, alle anderen sind nicht erhalten. Das Diagramm (Abb. 3) veranschaulicht die Verteilung der Privatbriefe innerhalb dieses Adressatenkreises. Es ist davon auszugehen, dass die ursprüngliche Briefkorrespondenz von Christiana von Goethe mit den vier genannten Briefpartnern (vor allem mit Johann Wolfgang von Goethe) um einiges umfangreicher war, als die heutige Quellenlage dies widerspiegelt. Hinsichtlich der Überlieferungs- und Editionsfrage sollen anschließend die Briefe an Johann Wolfgang von Goethe sowie an Nicolaus Meyer genauer in den Blick genommen werden.

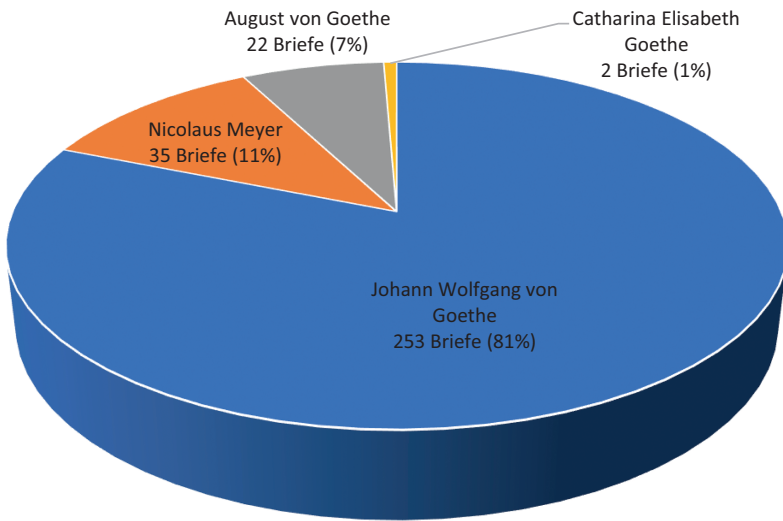


Abb. 3: Adressatenkreis der überlieferten Privatbriefe Christiana von Goethes.⁶²¹

3.5.2 Der Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe

3.5.2.1 Überlieferung

Der wichtigste Korrespondenzpartner Christiana von Goethes war ihr Lebensgefährte und späterer Ehemann Johann Wolfgang von Goethe.⁶²² Seiner sorgfältigen

⁶²¹ Bei den Briefen an Nicolaus Meyer wurden die zehn ausschließlich im Druck überlieferten Briefe mitgezählt, (vgl. Kapitel 3.5.3).

⁶²² Eine kürzere Fassung der Überlieferungs- und Editionsfrage der Briefe von Christiana Vulpius an Johann Wolfgang von Goethe ist in der Examensarbeit der Verfasserin (Stehfest: Bildung und Sprache der Christiane Vulpius, S. 87–92) und in einem Aufsatz nachzulesen (vgl. dies.: Die Briefe der Christiane Vulpius, S. 270 sowie S. 274 f.). Die abweichenden Zahlenangaben liegen im damaligen Recherchestand begründet.

Aufbewahrung der an ihn gerichteten Briefe und der Prominenz seiner Person ist die Überlieferung und Aufbewahrung der Briefe seiner Frau im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar zu verdanken. Ihre Briefe sind im Bestand 28 von Goethes handschriftlichem Nachlass überliefert, von dem mehr als zwei Drittel aus „Goethes originaler, chronologisch geordneter Briefablage (auch: Briefregistratur) hervorgegangen“⁶²³ sind. In den sogenannten Quartalsfaszikeln im Folioformat wurden die eingegangenen Briefe und Billets, die keinem laufenden Geschäft zugeordnet werden konnten, vierteljahresweise chronologisch archiviert, geheftet und das Vorsatzblatt von Goethes Sekretären beschriftet.⁶²⁴ Hierunter befindet sich auch der Großteil der eingegangenen Briefe Christiana von Goethes. Eine Ausnahme bilden die 17 überlieferten Briefe aus den Jahren 1810 und 1811, die sich in der alphabetischen Ablage befinden.⁶²⁵

Die erhaltene Gesamtkorrespondenz von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe erstreckt sich über die Jahre 1792 bis zum Todesjahr Christiana von Goethes 1816. Aus diesem Zeitraum beläuft sich der Umfang der überlieferten Korrespondenz beider Briefpartner auf 609 Briefe (exklusive jeweils zweier in Auftrag gegebener Briefe beider Korrespondenzpartner), wovon 355⁶²⁶ von Goethe und 253⁶²⁷ von Christiana verfasst wurden. Einen Überblick über die Überlieferungssituation der schriftlichen Korrespondenz gibt das nachfolgende Diagramm (Abb. 4).

623 Schäfer, Sabine: Zwischen Briefregistratur und Internet. Die Regestaussage „Briefe an Goethe“. In: Weimar-Jena: Die große Stadt. Das kulturhistorische Archiv 5 (2012), Heft 4, S. 322–332, hier S. 322.

624 Vgl. Schäfer: Briefregistratur, S. 322.

625 Vgl. GSA, Sign.: 28/355.

626 Hans Gerhard Gräf gibt in seiner Edition 354 Briefe Johann Wolfgang von Goethes an (vgl. Gräf: Einführung, S. XXIV). Die Abweichung ergibt sich aus einem überlieferten Briefgedicht, wohl vom 25. Juli 1814 (GC II, Nr. 557 a), welches Gräf nicht als separaten Brief zählt. Der Brief, dessen Beilage dieses Gedicht war, ist nicht überliefert (vgl. Anm. zu Nr. 557 a, S. 440). Sowohl bei Gräf als auch in der obigen Zählung sind zwei Auftragsbriefe Goethes nicht enthalten, einer von Ludwig Geist 1798 (GC I, Nr. 267 a) und einer von Riemer (GC II, Nr. 545 a), die beide nicht von Goethe, sondern vom jeweiligen Schreiber unterzeichnet wurden.

627 Die Abweichungen zur Ausgabe von Hans Gerhard Gräf, der die Briefe Christiana von Goethes mit 247 beziffert, kommen zum einen durch eine unterschiedliche Zählweise zustande. So wurden in der vorliegenden Übersicht auch kurze Nachschriften auf Briefen des Sohnes August als separate Briefe gezählt, ebenso eine längere eigenhändige Nachschrift auf einem diktierten Brief vom 5. Juli 1810 (vgl. GC II, Nr. 499). Zum anderen konnten drei weitere Briefe ermittelt werden, die nicht in GC abgedruckt sind. Es handelt sich um zwei eigenhändige Briefe aus dem Jahr 1802, einer vom 6. März und ein zweiter vom 10. März 1802, sowie um einen weiteren Brief vom 4. August 1814 von Caroline Ulrichs Hand, der aber möglicherweise als Auftragsbrief einzustufen wäre (vgl. GSA, Sign.: 28/746, St. 4). Unberücksichtigt blieben zwei Auftragsbriefe, die Christian August Vulpius für seine Schwester verfasste (GC I, Nr. 184 und Nr. 266).

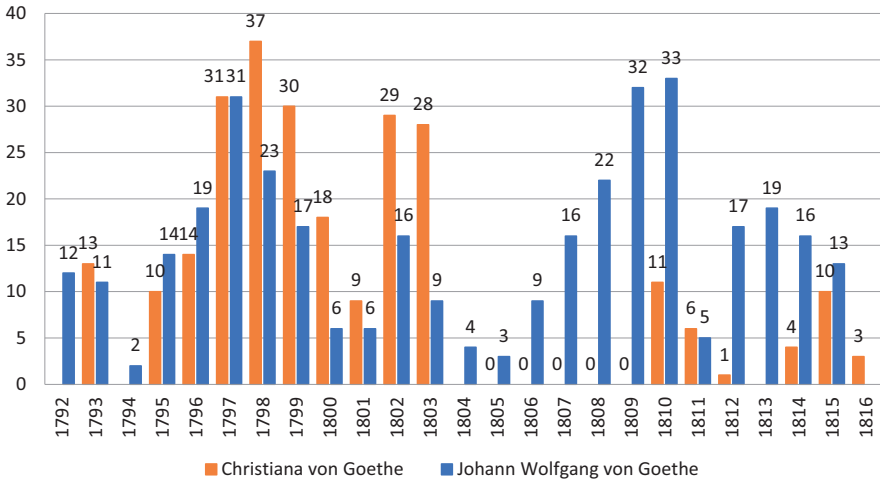


Abb. 4: Überlieferter Briefwechsel Christiana von Goethe und Johann Wolfgang von Goethe 1792–1816.

Zunächst fällt hinsichtlich des Überlieferungszeitraumes auf, dass vor 1792 weder briefliche Zeugnisse von Christiana Vulpius noch von Johann Wolfgang von Goethe existieren und dass die Überlieferung der Folgejahre Diskontinuitäten aufweist.⁶²⁸ Die Korrespondenz zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe ist wie manch anderer Briefwechsel Goethes nicht vollständig erhalten.⁶²⁹ Die Überlieferung setzt erst im Jahre 1792 – etwa vier Jahre nach Beginn der Beziehung – ein. Aus diesem Jahr liegen ausschließlich Briefe Goethes an seine Partnerin vor, aber keine Antwortbriefe von ihr. Einen Hinweis für den Grund des Fehlens dieser Briefe verzeichnet Goethe selbst im Sommer 1797 in seinem Tagebuch. Unter dem 2. Juli heißt es dort: „Zu Haus. Briefe verbrannt.“⁶³⁰ und ähnlich unter dem 9. Juli: „Briefe verbrannt. Schöne grüne Farbe der Flamme wenn das Papier nahe am Drahtgitter brennt.“⁶³¹ Es ist zu vermuten, dass Goethe bei diesem Autodafé vor seiner Abreise in die Schweiz auch Briefe von Christiana Vulpius vernichtet hatte, da diesem fast alle an Goethe gerichteten Briefe bis Ende des Jahres 1792 zum Opfer

⁶²⁸ In GB 8 werden für den Zeitraum zwischen Juli und Oktober 1790 elf erschlossene Briefe Goethes an Christiana Vulpius angegeben, die allerdings nicht sicher nachgewiesen werden können (vgl. GB 8 I, S. 322 ff.; vgl. Abb. 5).

⁶²⁹ Dies betrifft auch die Briefe anderer Briefpartner Goethes, wie zum Beispiel jene seiner Mutter Catharina Elisabeth Goethe, des Herzogs Carl August oder Carl Ludwig von Knebels (vgl. Gräf: Einführung, S. XXVI).

⁶³⁰ GT II 1, S. 119.

⁶³¹ Ebd., S. 120.

gefallen waren.⁶³² So sind die Faszikel von Goethes eingegangenen Briefen erst ab dem vierten Quartal 1792 wieder umfassend überliefert.⁶³³ Dies blieb nicht die einzige Bereinigung seiner Briefsammlung, die Goethe im Laufe seines Lebens vornahm; in seinen letzten Lebensjahren sortierte er erneut Briefe aus und vernichtete sie.⁶³⁴ Darunter waren vermutlich wiederum Briefe Christiana von Goethes, denn zwischen 1804 und 1809 gibt es eine zweite große Überlieferungslücke.⁶³⁵

Die ursprüngliche Korrespondenz war also bedeutend umfangreicher, lässt sich in ihrem Bestand aus den überlieferten Quellen aber nur grob rekonstruieren. In der historisch-kritischen Ausgabe der Briefe Goethes werden die erschlossenen Briefe Johann Wolfgang von Goethes aufgeführt. Sie basieren auf einer Auswertung von Portolisten (Rechnungsbelegen), Goethes Rechnungsbüchern, den teilweise überlieferten Briefverzeichnissen Goethes sowie auf Tagebucheinträgen und Erwähnungen in seinen oder in Umkreisbriefwechseln. Bei den Angaben handelt es sich quellenbedingt zwangsläufig um einen Richtwert; d. h. es könnte auch noch weitere Briefe gegeben haben, für die sich aber kein konkreter Anhaltspunkt in den überlieferten Quellen finden lässt.

Bei der Rekonstruktion des Briefwechsels zwischen Johann Wolfgang und Christiana von Goethe kommt erschwerend hinzu, dass sie ihre Briefe häufig über Boten austauschten. Selbst wenn Rechnungsbelege der Boten vorhanden sind, finden sich dort nicht zwangsläufig die Namen der Adressaten; in vielen Fällen wurden beförderte Briefe nur summarisch verzeichnet.⁶³⁶

Einen Eindruck von den überlieferten und erschlossenen Briefen Goethes an Christiana Vulpius vermittelt Abb. 5. Die Angaben wurden aus den bislang publizierten Bänden der Goethe-Briefausgabe entnommen und reichen bis in das Jahr 1800. Das quantitative Verhältnis ist allerdings nicht auf den umgekehrten Fall, sprich die Briefe Christiana von Goethes an Johann Wolfgang von Goethe übertragbar, da von ihr ohnehin weniger Briefe überliefert sind.

⁶³² Vgl. Schäfer: Briefregistratur, S. 322 sowie Gräf: Einführung, S. XXVI.

⁶³³ Zur Problematik des handschriftlichen Goethe-Nachlasses und dessen Vollständigkeit vgl. Schäfer: Briefregistratur.

⁶³⁴ Vgl. Goethe vermerkte am 4. März 1831 in seinem Tagebuch: „Briefe gesondert und verbrannt. Die aufzubewahrenden eingesiegelt.“ (WA III, 13, S. 40.). Am 1. Oktober 1831 heißt es: „Correspondenz zu verbrennen angefangen.“ (WA III, 13, S. 148).

⁶³⁵ Vgl. Gräf: Einführung, S. 24.

⁶³⁶ Die Quellen hierzu befinden sich im GSA Weimar, Bestand 34 – Goethe, Johann Wolfgang von / Rechnungen.

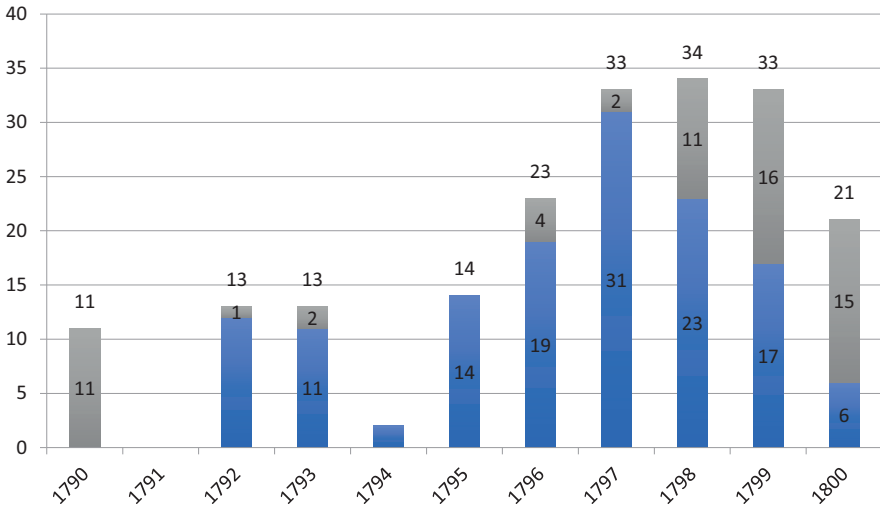


Abb. 5: Überlieferte und erschlossene Briefe Johann Wolfgang von Goethes 1790–1800.⁶³⁷

3.5.2.2 Editionslage

Der Briefwechsel von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe liegt nahezu vollständig in einer von Hans Gerhard Gräf⁶³⁸ herausgegebenen Edition aus dem Jahre 1916 vor, die auch die beigelegten Briefe des Sohnes August aus seiner Kindheit darbietet. Die Erstausgabe in zwei Bänden erschien unter dem Titel *Goethes Briefwechsel mit seiner Frau*; 1917 lag sie in zweiter Auflage vor.⁶³⁹ Eine dritte Auf-

⁶³⁷ Vgl. für 1790: GB 8 I, S. 322 ff. Aufgrund der fehlenden Adressatennennung lassen sich diese elf Briefe zwar mit einiger Wahrscheinlichkeit, aber nicht letzter Sicherheit den Briefen an Christiana Vulpius zuordnen (vgl. EB 339, in: GB 8 I, S. 322); für 1791–1793: GB 9 I, S. 269 ff.; für 1794/95 sind in GB 10 I keine erschlossenen Briefe verzeichnet; für 1796: GB 11 I, S. 257 ff.; für 1798: GB 13 I, S. 318 ff.; für 1799/1800: GB 14, S. 364 ff.; für die Angaben aus dem noch nicht publizierten Band zu 1797 (GB 12) danke ich Dr. Yvonne Pietsch und Dr. Alexander Rosenbaum.

⁶³⁸ Hans Gerhard Gräf (1864–1942) war nach seinem Studium der Germanistik, Kunstgeschichte und Philosophie und der sich anschließenden Promotion als Mitarbeiter in der Herzoglichen Bibliothek Wolfenbüttel tätig. Ab 1898 arbeitete er im Goethe- und Schiller-Archiv an der Weimarer Ausgabe (WA) von Goethes Werken mit. – Vgl. weiterführend zu Gräf: Ellermann, Karin: Philologen im Dienste des Weimarer Hofes. Max Morris – Hans Gerhard Gräf – Max Hecker. In: Seemann, Hellmut Th. / Valk, Thorsten (Hrsg.): *Das Zeitalter der Enkel. Kulturpolitik und Klassikrezeption unter Carl Alexander. Jahrbuch der Klassik Stiftung Weimar* 2010. Göttingen 2010, S. 182–196, insb. S. 187–190; Ellermann, Karin: *Weimar den Vorzug zu sichern ... : Aus der Geschichte des Goethe- und Schiller-Archivs von 1885 bis 1945*. Erfurt 2011, insb. S. 79–82.

⁶³⁹ Vgl. Eibl, Karl: *Nachbemerkungen zu dieser Ausgabe*. In: GC II (1989), S. 991–993, hier S. 991.

lage konnte in der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht realisiert werden, wie Gräf im Vorwort zu der schließlich um mehr als die Hälfte des Textbestandes gekürzten, einbändigen Folge-Edition unter dem veränderten Titel *Goethes Ehe in Briefen* von 1921 erläuterte.⁶⁴⁰ Diese Ausgabe erschien 1956 nochmals im Insel-Verlag. Von der gekürzten Ausgabe zu unterscheiden ist die 1937 unter gleichem Titel erschienene ungekürzte Gesamtausgabe.⁶⁴¹ 1989 kam schließlich im Insel-Verlag die zweibändige ungekürzte Gesamtausgabe auf den Markt, die zwar den Titel der Erstausgabe *Goethes Briefwechsel mit seiner Frau* trägt, aber im Textbestand der Gesamtausgabe von 1937 folgt.

Gräfs verdienstvolle Edition eröffnete einer breiten Leserschaft nicht nur die Möglichkeit, Christiana von Goethe und ihr Verhältnis zu Johann Wolfgang von Goethe erstmals anhand ihrer authentischen Briefe wahrzunehmen, sondern auch einen umfänglicheren Einblick in ihre Briefsprache zu erhalten.⁶⁴² Der Herausgeber ging äußerst gründlich vor: Er edierte die überlieferten Briefe Christiana von Goethes basierend auf den Originalhandschriften, das heißt, die Briefe wurden in ihrem Textbestand vollständig, ohne Kürzungen oder inhaltliche Bereinigungen abgedruckt. Gleichwohl entschied sich Gräf gegen eine buchstaben- und zeichengetreue Wiedergabe der Briefe, wie sie beispielsweise Albert Köster für die Briefe Catharina Elisabeth Goethes im Jahr 1904 vorgelegt hatte.⁶⁴³ Vielmehr präsentiert Gräf eine sprachlich normalisierte Fassung, die er folgendermaßen begründete:

Sehr viele Wörter enthalten auch Buchstaben, die sich gedruckt überhaupt nicht wiedergeben lassen, man müßte denn, wie Bernhard Suphan sagt (Goethe-Jahrbuch 10, 71), ‚einige irrationale Lettern und Zeichen einführen für Striche und Züge, die alles bedeuten können‘. Eine buchstabengetreue Wiedergabe war also unmöglich; aber selbst, wenn sie möglich gewesen wäre, hätte sie meines Erachtens doch nicht ausgeführt werden dürfen. Denn durch sie würde eine Nebensache in ganz ungerechter Weise betont worden sein. Man darf wohl sagen: Der Stil ist der Mensch, aber nicht: Die Orthographie ist der Mensch.⁶⁴⁴

⁶⁴⁰ Vgl. Gräf, Hans Gerhard: Vorwort. In: *Goethes Ehe in Briefen*. Hrsg. v. Hans Gerhard Gräf. Frankfurt a. M. 1921, S. VII.

⁶⁴¹ Vgl. Eibl: Nachbemerktungen, S. 992.

⁶⁴² Vor der Gräfschen Ausgabe waren in den Jahren 1856 und 1887 zwei Editionen erschienen, die den Briefwechsel Johann Wolfgang und Christiana von Goethes mit dem Bremer Arzt Nicolaus Meyer darboten und somit auch schon Briefe Christiana von Goethes enthielten, vgl. dazu Kapitel 3.5.3.

⁶⁴³ *Die Briefe der Frau Rath Goethe* erschienen 1904 erstmals im Verlag Carl Ernst Poeschel und ab 1906 im Insel-Verlag.

⁶⁴⁴ Gräf: Einführung. In: GC I (1989), S. 26, Anm. 1.

Gräf rekurriert selbst auf die bereits erwähnte Edition der Briefe Catharina Elisabeth Goethes durch Albert Köster. Bei dieser werde Gräf zufolge an vielen Stellen beim Lesen eine „komisch erheiternde Wirkung“ hervorgebracht, die von der Schreiberin keineswegs beabsichtigt gewesen sei.⁶⁴⁵ Ingo Reiffenstein sieht in der editorischen Entscheidung Gräfs eher eine „falsch verstanden[e] Rücksicht auf die Briefeschreiberin“.⁶⁴⁶ So bedauerlich diese Entscheidung gegen eine buchstaben- und zeichengetreue Edition nicht nur aus der Perspektive sprachwissenschaftlicher Fragestellungen ist, erscheint sie doch in ihrer Historizität betrachtet in zweierlei Hinsicht nachvollziehbar: 1. Vom Standpunkt eines Goethe-Philologen aus, der sich vor über 100 Jahren mit diesen Quellen beschäftigte und der per se vor allem den Vergleich mit Gelehrtenchriften und -korrespondenzen vor Augen hatte, sind die geäußerten Bedenken naheliegend. Christiana von Goethes Briefe gelten auch heute im Kontext der Goethe-Forschung hinsichtlich ihrer sprachlichen Form als Ausnahmeerscheinung. 2. Die oben bereits erwähnten Gegenargumente Suphans hinsichtlich der eingeschränkten Lesbarkeit einiger Zeichen, die Gräf in seiner Argumentation aufgreift, sind in der Tat nicht von der Hand zu weisen: Manche Zeichen und Buchstaben lassen sich nur unzureichend in einer Transkription bzw. gedruckten Edition abbilden.⁶⁴⁷

Hinsichtlich des von Gräf herausgegebenen Ehebriefwechsels scheint bedenkenswert, dass der Herausgeber zwar auf die „selbstverständlich[e] Wahrung alles Mundartlichen (wie des ‚mir‘ statt ‚wir‘)“⁶⁴⁸ verweist, jedoch nicht ausführt, was das im Einzelnen heißt und nach welchen Kriterien mundartliche Besonderheiten in den Druck aufgenommen wurden. Die Durchsicht der in den Fußnoten hinzugefügten Originalschreibweisen ergibt, dass hier einerseits unleserliche Wörter in ihrer fraglichen Lesung aufgenommen wurden, andererseits aber auch einzelne Wörter oder Phrasen, deren orthographische Abweichungen besonders deutlich

⁶⁴⁵ Vgl. ebd.

⁶⁴⁶ Reiffenstein: Frauenbriefe, S. 291.

⁶⁴⁷ Das digitale Medium bietet hier neue Lösungsansätze, beispielsweise mit einer synoptischen Darstellung von konstituiertem Text und Digitalisat sowie der feingranularen Auszeichnung von alternativen Lesungen in TEI/XML, die zu einer größtmöglichen Transparenz der editorischen Entscheidungen beitragen können. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit war eine solche Transkriptions- und Auszeichnungsleistung aufgrund des beträchtlichen Zeit- und Arbeitsaufwandes nicht zu leisten (vgl. hierzu auch Kapitel 4.1.1.4). Die Briefe Christiana von Goethes werden allerdings als Bestandteil der Regestausage der Briefe an Goethe sukzessive im Rahmen des Akademienvorhabens *PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica* digital als Volltexte mit Digitalisaten zur Verfügung gestellt unter <https://goethe-biographica.de> (08.02.2024). Die Digitalisate sind zudem über die Archivdatenbank des GSA Weimar abrufbar unter <https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=401:1> (08.02.2024).

⁶⁴⁸ Gräf: Einführung. In: GC I (1989), S. 27, Anm. 1.

hervortreten. In der Einführung zur Edition listet Gräf ebenfalls einige Beispiele für orthographische Besonderheiten auf.⁶⁴⁹ Bei diesen vom Herausgeber ausgewählten Exempla fällt noch deutlicher als bei den selektiven Beispielen in Fußnoten der Edition auf, dass es sich zu einem großen Teil um Fremd- und Lehnwörter (in den Fußnoten häufig auch um Eigennamen) handelt. Diese schrieb Christiana von Goethe, die über keine nennenswerten Fremdsprachenkenntnisse verfügte, selbstverständlich nach dem Gehör und somit reichlich „unorthographisch“ nieder.⁶⁵⁰ Die von Gräf beigegebenen Beispiele wurden seither als Belege für „Wort- und Buchstabenungetüme“⁶⁵¹ in den Briefen Christiana von Goethes herangezogen.⁶⁵² Ohne eine entsprechende sprachgeschichtliche Kontextualisierung und Systematisierung – die weder das Anliegen, noch die Aufgabe einer Edition ist – kann dies nur allzu schnell zu pauschalen (Negativ-)Urteilen und zur Tradierung des Bildes der „gründlich ungebildet[en]“⁶⁵³ Frau an Goethes Seite führen.

3.5.3 Briefe an Nicolaus Meyer

Die Briefe an Nicolaus Meyer stellen die zweitgrößte Gruppe der schriftlichen Zeugnisse Christiana von Goethes dar. Nicolaus Meyer wurde am 29. Dezember 1775 in Bremen geboren und zählte zu den wenigen engen Vertrauten Christiana von Goethes. Meyer studierte ab 1793 in Halle und anschließend in Kiel und Jena Medizin. Die räumliche Nähe zu Weimar beförderte den Kontakt zu Johann Wolfgang von Goethe und dessen Familie. Im Haus am Frauenplan war er häufig zu Gast; den Winter 1799/1800 verbrachte Meyer gänzlich dort.⁶⁵⁴

Am 13. Juli 1800 verließ er Weimar und wurde Arzt in Bremen. Im Anschluss daran entwickelte sich eine rege Briefkorrespondenz zwischen Nicolaus Meyer und der Familie Goethe, darunter auch Christianas Bruder, Christian August Vulpius. Seine Verbundenheit zum Weimarer Kreis blieb bestehen, sodass er auch in späterer Zeit der Familie Goethe Besuche abstattete, wie anlässlich einer geplanten Reise nach Wien oder 1801/1802.⁶⁵⁵ Es folgten neben seinem Besuch während

⁶⁴⁹ Vgl. Gräf: Einführung. In: GC I (1989), S. 26, Anm. 1.

⁶⁵⁰ Vgl. Kapitel 4.3.4.1.

⁶⁵¹ Gräf: Einführung, S. XXX.

⁶⁵² Vgl. u. a. Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 125 und Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 391.

⁶⁵³ Mann: Phantasie über Goethe, S. 311.

⁶⁵⁴ Vgl. [Anonym]: Art. „Nikolaus Meyer“. In: Lexikon Westfälischer Autorinnen und Autoren 1750–1950, <https://www.lexikon-westfaelischer-autorinnen-und-autoren.de/autoren/meyer-nikolaus/#biographie> (02.02.2024).

⁶⁵⁵ Vgl. GC I, Nr. 313.

seiner Hochzeitsreise im Juli 1806 noch weitere Aufenthalte in der Stadt, so im Dezember 1808, im September 1809 und ein letztes Mal für drei Tage im Oktober 1828. 1809 zog Meyer kurzzeitig noch einmal nach Weimar, siedelte sich jedoch noch im selben Jahr in Minden an, wo er am 26. Februar 1855 starb.⁶⁵⁶

Der Nachlass Nicolaus Meyers, in dem sich auch die Briefe Christiana von Goethes befanden, ist nicht zusammenhängend überliefert. Hans Kasten zufolge musste die Witwe Sophie Meyer bereits im Todesjahr ihres Ehegatten ihr Haus verkaufen. Sie selbst starb wenige Jahre später in Berlin:⁶⁵⁷ „Bei der Auflösung des Hausstandes sind die reichen Sammlungen Meyers [...] verstreut worden.“⁶⁵⁸ heißt es bei Kasten. Gleiches ist für den handschriftlichen Nachlass Nicolaus Meyers anzunehmen. Die Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer werden heute zu einem Großteil in der Bibliothèque nationale et universitaire de Strasbourg (BNUS) aufbewahrt; weitere Briefe aus dieser Korrespondenz befinden sich im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (GSA), der Universitätsbibliothek Leipzig (UB Leipzig), dem Goethe-Museum Düsseldorf (GMD) und dem Freien Deutschen Hochstift / Frankfurter Goethe-Museum (FDH/FGM) (vgl. Tab. 3).

Die Briefe, die Christiana von Goethe und Nicolaus Meyer im Laufe der Jahre austauschten, liegen in drei Editionen unterschiedlichen Umfangs vor. Zunächst erschienen im Jahre 1856 kurz nach Meyers Tod ohne Nennung eines Herausgebers die *Freundschaftlichen Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer. Aus den Jahren 1800 bis 1831*. Diese Ausgabe geht auf den Verleger und Buchhändler Salomon Hirzel zurück.⁶⁵⁹ Sie enthält mit 34 Briefen einen sehr umfangreichen Bestand der Korrespondenz. Es ist denkbar, dass Hirzel durch die zu seiner Zeit noch lebende Witwe Meyers, Sophie Doris Elise Meyer, Einblicke in die Briefe von und an die Goethe-Familie erhielt.⁶⁶⁰

Durch diese Edition wurden erstmals Briefzeugnisse Christiana von Goethes in größerem Umfang der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, was damals für eini-

656 Vgl. für den vorherigen Absatz [Anonym]: Art. „Nikolaus Meyer“; Kasten, S. XI-XIV sowie Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 702.

657 Vgl. Kasten: Nicolaus Meyer, S. XXVIII.

658 Ebd.

659 Vgl. ebd., S. VII. – Hirzel war ein passionierter Kenner und Sammler von Drucken und Manuskripten, die mit Leben und Werk Goethes in Verbindung stehen. Er baute eine bedeutende Sammlung von Goetheana auf, die vor allem Handschriften, Drucke, Bilder und Medaillen umfasst und sich heute im Besitz der Universitätsbibliothek Leipzig befindet (vgl. Debes, Dietmar: „Hirzel, Salomon“. In: NDB 9 [1972], S. 247–248, Online-Version: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd119098512.html#ndbcontent> [08.02.2024]).

660 In der biographischen Skizze Salomon Hirsels zu Nicolaus Meyer erwähnt er Meyers Witwe explizit, sodass eine persönliche Bekanntschaft naheliegt (vgl. Hirzel, S. XI).

ges Aufsehen sorgte.⁶⁶¹ Die Texte folgen jedoch im Detail nicht vollständig der Handschrift. Der spätere Herausgeber der Meyer'schen Korrespondenz mit dem Weimarer Kreis, Hans Kasten, konstatiert, dass „diese Ausgabe mannigfache Ungenauigkeiten und Umgestaltungen auf[wies], die mit Rücksicht auf die Mitlebenden vorgenommen waren.“⁶⁶² Die textuellen Eingriffe Salomon Hirzels sind in der Tat nicht unerheblich. Es handelt sich vor allem um Auslassungen von Personennamen oder von Details, die als unpassend oder zu persönlich empfunden wurden.⁶⁶³ Hinzu kommen grammatische und stilistische Glättungen.

Im Jahre 1887 folgte eine Teiledition der Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer unter dem Titel *Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer*.⁶⁶⁴ Die Herausgeberin Clementine Schricker wurde nicht genannt. In dieser Ausgabe wurden insgesamt zwölf eigenhändig geschriebene Briefe Christiana von Goethes als Facsimiles abgedruckt. Die Wiedergabe des Textes folgt dementsprechend inhaltlich der Handschrift; die Orthographie wurde normalisiert. Alle abgedruckten Briefe sind Bestandteil des Manuskriptbandes, der sich heute in der BNUS befindet.⁶⁶⁵

Die jüngste und insgesamt umfassendste Edition der Meyer'schen Korrespondenz wurde 1926 von Hans Kasten besorgt, überschrieben mit dem Titel *Goethes Bremer Freund Dr. Nicolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreise*. Diese enthält wie auch die Edition Hirzels 34 Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer. Hierbei zeigt sich jedoch eine Abweichung der neueren Edition Kastens gegenüber der älteren: Ein Brief von Christiana Vulpius vom 3. August 1803 (bei Hirzel: Brief Nummer 12)⁶⁶⁶ wurde nicht von Kasten übernom-

⁶⁶¹ Vgl. Kasten, S. VII.

⁶⁶² Ebd.

⁶⁶³ Exemplarisch sei hier auf den Brief von Christiana Vulpius an Nicolaus Meyer vom 23. August [1802] verwiesen, in dem sie von zwei Hochzeiten berichtet (vgl. Kasten, Nr. 22; Hirzel, Nr. 4, S. 71). Sie nennt die Brautpaare Eysert/Becker und Burckhard/Temmler namentlich, was in Hirzels Edition entfällt. Es ist kaum vorstellbar, dass Hirzel dies aus Rücksicht auf die betreffenden Personen oder deren Nachfahren unterschlägt. Möglicherweise hielt er dieses Detail für irrelevant. Ein weiterer Eingriff betrifft die Freude Christianas auf eine baldige Antwort Meyers, der sie hinzufügt: „überhaupt wünsche ich mir, wegen Etwas nur [für] eine Stunde mit Ihm zu sprechen, was sich nicht dem Papier anvertrauen läßt, doch bitte ich Sie, darauf antworten Sie mir nicht.“ (Kasten, Nr. 22). Hirzel gibt diese Stelle wie folgt unvollständig und stilistisch überarbeitet wieder: „[...] überhaupt wünsche ich mir, wenn auch nur für Stunden, mit Ihnen zu sprechen, was man dem Papier nicht anvertrauen läßt.“ (Hirzel, S. 71).

⁶⁶⁴ Briefe von Goethes Frau an Nicolaus Meyer. Mit Einleitung, Facsimiles, einer Lebensskizze Nicolaus Meyers und Porträts. [Hrsg. v. Clementine Schricker]. Straßburg 1887.

⁶⁶⁵ Dieser Manuskriptband umfasst insgesamt vierzehn Briefe, wobei die letzten beiden enthalten Briefe von Caroline Ulrich geschrieben und nur mit einem eigenhändigen Gruß und der Unterschrift Christiana von Goethes versehen wurden.

⁶⁶⁶ Vgl. Hirzel, S. 81 f.

men. Zusätzlich enthält die neuere Ausgabe einen weiteren Brief Christiana von Goethes an Meyer vom 23. August 1810, der wiederum nicht in der Ausgabe von 1856 zu finden ist.

Kasten sah sich offenbar gezwungen, einige Texte im Wortlaut Hirzels in seine Ausgabe zu übernehmen (ohne diese Übernahmen zu kennzeichnen). Dieses Vorgehen lässt keinen anderen Schluss zu, als dass Kasten nicht mehr alle Briefe Christiana von Goethes im Original zur Verfügung gestanden hatten und er in diesen Fällen auf Hirzels Edition zurückgreifen musste. Dies betrifft nicht die vierzehn Briefe, die in der BNUS aufbewahrt werden. Diese kannte Kasten im Original und nahm sie inhaltlich vollständig in sprachlich normalisierter Form in seine Ausgabe auf. Die restlichen Briefe, die heute in anderen Archiven aufbewahrt werden, sowie jene Schriftstücke, deren Verbleib unbekannt ist (vgl. Tab. 3), wurden von Kasten aus der Edition Hirzels übernommen. Abweichungen bzw. Normalisierungen zwischen den beiden Editionen sind abgesehen von kleineren orthographischen Angleichungen lediglich in der Interpunktion und hinsichtlich der Schreibung von Numeralia zu verzeichnen.

Tab. 3: Überlieferung und Drucknachweise der Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer.

Nr.	Datum	Ort	Hirzel (1856)	Schricker (1887)	Kasten (1926)	Besitzende Institution, Signatur
NM1	20.05. [1802] ⁶⁶⁷	Weimar	x		x	UB Leipzig Slg. Hirzel, B313b
NM2	[1802]	Lauchstädt	x	x	x	BNUS ⁶⁶⁸ MS 2479, Bl.1–2
–	30.07.1802	Weimar	x		x	?
NM3	23.08.[1802]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 3
–	17.09.1802	Weimar	x		x	?
–	02.10.1802	Weimar	x		x	?
–	09.11.1802	Weimar	x		x	?

⁶⁶⁷ Die Jahreszahl ist in der Edition von Kasten vorhanden, während Hirzel noch bemerkt, dass diese nicht bestimmt werden könne (vgl. Hirzel S. 67). Im Verzeichnis vom Salomon Hirzels Goethe-Sammlung wird der Brief auf den 20. März 1802 datiert.

⁶⁶⁸ Alle in der BNUS aufbewahrten Handschriften der Briefe Christiana von Goethes sind als Digitalisate verfügbar unter <https://gallica.bnf.fr/ark:/12148/btv1b10229403s> (08.02.2024).

Tab. 3 (fortgesetzt)

Nr.	Datum	Ort	Hirzel (1856)	Schricker (1887)	Kasten (1926)	Besitzende Institution, Signatur
–	13.12.1802	Weimar	x		x	?
–	07.02.1803	Weimar	x		x	?
NM4	21.04.[1803]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 4–5
NM5	[Ende Mai 1803]		x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 6–7
NM6	03.08.[1803]	Weimar	x			UB Leipzig Slg. Hirzel, B266
NM7	[Ende Sept. 1803]		x	x ⁶⁶⁹	x	BNUS ⁶⁷⁰ MS 2479, Bl. 8
NM8	14.10.1803	Weimar	x		x	FDH/FGM Hs-25630
NM9	09.11.[1803]	Weimar	x		x	FDH/FGM Hs-29600
NM10	15.12.[1803]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 9–10
–	17.01.1804	Weimar	x		x	?
NM11	[Ende März 1804] ⁶⁷¹		x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 11–12
NM12	25.03.[1804]	Weimar	x		x	GMD NW 1681/1980
NM13	11.05.1804	Weimar	x		x	GSA 37/X,2,2

⁶⁶⁹ Nur der letzte Teil des Briefes auf dem letzten Blatt ist ediert, Anm. „Blatt 1 fehlt“ (vgl. Schricker, S. 24). Bei Hirzel und Kasten ist hingegen der vollständige Brief wiedergegeben.

⁶⁷⁰ Fragment: Nur das letzte Blatt des Briefes ist überliefert.

⁶⁷¹ Nicolaus Meyer vermerkte auf der Rückseite: „Den 1. April Erhalt“, sodass eine Datierung auf Ende März wahrscheinlich ist. Hirzel hingegen vermerkt Januar oder Februar, Schricker Februar und Kasten Ende März.

Tab. 3 (fortgesetzt)

Nr.	Datum	Ort	Hirzel (1856)	Schricker (1887)	Kasten (1926)	Besitzende Institution, Signatur
–	04.07.1804	Weimar	x		x	?
NM14	19.09.1804	Weimar	x		x	GSA 37/X2,2
NM15	12.04.[1805]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 13–14
NM16	02.07.[1805]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 15–16
NM17	25.11.1805	Weimar	x		x	FDH/FGM Hs-13438
NM18	[Januar 1806]		x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 17–18
NM19	04.04.[1806]	Weimar	x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 19–20
NM20	05.05.1806	Weimar	x		x	GMD KK 3432
NM21	[1807] ⁶⁷²		x	x	x	BNUS MS 2479, Bl. 21–22
–	26.10.1809	Weimar	x		x	?
–	12.11.1809	Weimar	x		x	?
NM22	21.02.1810	Weimar	x		x	GSA 37/N 13
NM23	05.07.[1810]	Weimar	x		x	GSA ⁶⁷³ 37/N 14

⁶⁷² Sowohl bei Kasten als auch bei Schricker wird der Brief auf 1807 datiert, Hirzel hingegen erschließt August 1806. Hirzels Datierung kann widerlegt werden, da der Brief mit „Ch. v. Goethe“ unterzeichnet wurde und die Eheschließung erst am 19. Oktober 1806 erfolgte.

⁶⁷³ Bei dem im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar überlieferten Brief handelt es sich um eine Fotokopie, nicht um das Original. Dieses konnte nicht aufgefunden werden.

Tab. 3 (fortgesetzt)

Nr.	Datum	Ort	Hirzel (1856)	Schricker (1887)	Kasten (1926)	Besitzende Institution, Signatur
NM24	23.08.1810	Weimar			x	BNUS MS 2479, Bl. 23
NM25	06.06.1813	Weimar	x		x	BNUS MS 2479, Bl. 24–25

3.5.4 Formale Gestaltung der Briefe: Datum, Anrede- und Grußformel

Zu den formalen Bestandteilen der Gattung Brief zählen:

1. (Ort und) Datum, 2. Anrede, 3. Mitteilung (mit gliedernden Merkmalen wie Absätzen und Hervorhebungen), 4. Schlussformel und 5. Unterschrift.

Außer der Mitteilung, dem Kernstück des Briefes, sind alle anderen Merkmale fakultativ und können unrealisiert bleiben.⁶⁷⁴ Zu untersuchen ist, ob und in welcher Häufigkeit diese Briefbestandteile in den eigenhändig geschriebenen Briefen Christiana von Goethes vorkommen. In die Betrachtung einbezogen werden alle eigenhändigen Briefe an Johann Wolfgang von Goethe, an den Sohn August, an die spätere Schwiegermutter Catharina Elisabeth Goethe sowie an Nicolaus Meyer. Dem gegenübergestellt werden die Briefe Johann Wolfgang von Goethes an seine spätere Ehefrau aus den Jahren 1792 bis 1803. Das Enddatum wurde gewählt, da zwischen 1804 und 1810 der Ehebriefwechsel nur fragmentarisch erhalten ist und aus den Jahren 1804 bis 1809 keine Briefe Christiana von Goethes überliefert sind. Nach 1810 sind keine vollständig eigenhändig geschriebenen Briefe von ihr erhalten.

Der quantitative Vergleich der gattungsspezifischen Charakteristika in den Briefen von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe in Tab. 4 und 5 zeigt eine deutliche Differenz der beiden Korrespondenten auf struktureller Ebene: Johann Wolfgang von Goethe legte auch in seinem Ehebriefwechsel als vertrautester, intimster, nächstsprachlichster Form der Korrespondenz mit Ausnahme der Anrede großen Wert auf die formale Gestaltung sowohl seiner eigenhändigen als auch der diktierten Briefe (zwischen 96 und 99 Prozent der Briefe sind mit Datum, Unterschrift und Schlussformel versehen). Christiana von Goethe ging mit

⁶⁷⁴ Vgl. Kraft, Herbert: Editionsphilologie. Mit Beiträgen von Diana Schilling und Gert Vonhoff. Frankfurt a. M.: 2., neu bearb. und erw. Aufl. 2001, S. 152.

Tab. 4: Formale Briefbestandteile in den egh. Briefen Christiana von Goethes.

Jahr	Adressat	Gesamt- anzahl	Datum	Anrede ⁶⁷⁵	Schluss- formel	Unterschrift
1793	JWG	13	7 ⁶⁷⁶	7	13	2 (4) ⁶⁷⁷
1794	–	–	–	–	–	–
1795	JWG	10	2	5	10	–
1796	JWG	14	4	4	14	7
1797	JWG	31	11 (12) ⁶⁷⁸	13	30	3 (5) ⁶⁷⁹
1798	JWG	35	10	16 (17)	32 (34)	4
1798	CEG	1	1	1	1	1
1799	JWG	30	5	15	29 (30)	15
1800	JWG	19	4	10	18	4 (5)
1801	JWG	9	1	5	8	3
1801	AG	1	–	1	–	–
1802	JWG	30	3	3	27	3 (5)
1802	NM	3	2	1	3	2
1803	JWG	28	14	1	28	10 (12)
1803	AG	1	–	1	1	–
1803	NM	7	5 ⁶⁸⁰	4 ⁶⁸¹	7	7
1804	NM	1	1	1	1	1
1805	NM	2	2	2	2	2

⁶⁷⁵ Die Angaben beziehen sich ausschließlich auf die briefeinleitende Anrede am Anfang des Briefes, die Salutation, die auch die textimmanente Anrede innerhalb der ersten ein oder zwei Sätze des Briefes umfasst.

⁶⁷⁶ Im Brief JWG2 ist nur ein Rudimentum der Datumsangabe zu finden (*veimar den*), ohne dass das tatsächliche Datum geschrieben wurde.

⁶⁷⁷ Unterschriften: V (JWG3; GC I, Nr. 18); „C. V.“ (GC I, Nr. 35); *dein dich Ewich / dich liebenden Christel* (JWG1; GC I, Nr. 13); in die Schlussformel integrierte Namensnennung: „Leb wohl und denke an Dein Christelchen, das Dich recht zärtlich liebt, und mache nicht so viel Äuglichen“ (GC I, Nr. 20).

⁶⁷⁸ In JWG41 ist die Datumsangabe unvollständig: *Weimer fr[eu]dags den*.

⁶⁷⁹ Zwei Unterschriften sind keine Unterschriften oder Paraphen im klassischen Sinne, sondern Kosenamen, so *Dein Glein nes nadur vessen* (JWG38, GC I, Nr. 98) und „Hase in Eile“ (GC I, Nr. 134).

⁶⁸⁰ Aus dem Jahr 1803 ist ein Brief an Nicolaus Meyer überliefert, von dem nur die letzte Seite erhalten ist. Diese fragmentarische Überlieferung erlaubt keine Aussagen zu den Briefbestandteilen Datum und Anrede.

⁶⁸¹ Vgl. vorhergehende Anm.

Tab. 4 (fortgesetzt)

Jahr	Adressat	Gesamt-anzahl	Datum	Anrede	Schluss-formel	Unterschrift
1806	NM	2	1	2	2	2
1807	NM	1	–	1	1	1
1807	CEG	1	1	1	1	1
1808	AG	4	2	4	4	4
1810	JWG	1	1	0	1	1
Gesamt		244	77 (75) 32 %	98 (99) 40 %	233 (236) 95 %	73 (82) 30 %

AG: egh. Briefe an August Vulpius (von Goethe)
CEG: egh. Briefe an Catharina Elisabeth Goethe
JWG: egh. Briefe an Johann Wolfgang von Goethe
NM: egh. Briefe an Nicolaus Meyer

Tab. 5: Formale Briefbestandteile in den eigenhändigen und diktierten Briefen Johann Wolfgang von Goethes an Christiana Vulpius.

Jahr	Gesamt-Anzahl	Datum	Anrede ⁶⁸²	Schluss-formel	Unterschrift
1792	12	12	5	11	12
1793	11	11	4 (5)	11	11
1794	2	2	–	2	1
1795	14	14	7	14	13
1796	20	20	6	19 (20)	20
1797	31	31	4	31	31
1798	23	23	–	22	21
1799	17	15	3	16	17
1800	5	5	1	4	5
1801	6	6	–	6	6
1802	16	16	2	12 (13)	16
1803	9	9	–	7 (8)	9
Gesamt	166	164 99 %	32 19 %	155 96 %	162 98 %

⁶⁸² Die Angaben beziehen sich ausschließlich auf die briefeinleitende Anrede am Anfang des Briefes oder textimmanent innerhalb der ersten ein oder zwei Sätze des Briefes.

diesen Bestandteilen vor allem in ihren Briefen an Goethe deutlich freier um; nur wenige Briefe weisen tatsächlich alle erwähnten Gattungsspezifika auf. Hierbei ist zu beachten, dass nicht wenige ihrer Zeugnisse die Form von Billetts aufweisen, die von vornherein eine freiere Gestaltung erlaubten. Der häufige Wegfall der genannten Bestandteile in den Briefen Christiana von Goethes deutet nichtsdestotrotz insgesamt auf eine nähersprachlichere Verortung hin.⁶⁸³

Zu unterscheiden ist grundsätzlich zwischen rein formalen Merkmalen, wozu vor allem das Datum gehört. Anrede sowie Schlussformel und in etwas abgeschwächter Form auch die Unterschrift sind nicht nur Gattungsspezifika; sie transportieren darüber hinaus semantische und beziehungssprachliche Informationen. Möglicherweise ist mit diesem breiteren sprachlichen Funktionsspektrum das mit 40 bzw. 95 Prozent signifikant häufigere Vorkommen von Anrede- und Schlussformeln im Gegensatz zu Datum und Unterschrift zu erklären, die nur in 32 bzw. 30 Prozent ihrer Briefe vorkommen. Nur die Schlussformel erreicht in ihren Briefen eine ähnlich hohe Vorkommenshäufigkeit wie bei ihrem Briefpartner. Ihre rituelle Schlussformel lautet mit einer gewissen Varianz zumeist „lebe wohl und behalte mich (ja) lieb“. Diese scheint für die Schreiberin offenbar nicht zuletzt wegen ihrer Appellfunktion eine wichtige Bedeutung gehabt zu haben.

Anreden⁶⁸⁴ kommen in den Briefen beider Korrespondenzpartner verhältnismäßig selten vor, in Johann Wolffangs Briefen mit nur 19 Prozent noch etwa um die Hälfte seltener als in Christiana von Goethes Briefen mit einem Auftreten in 40 Prozent aller Briefe. Das heißt im Umkehrschluss, dass die meisten Briefe direkt in medias res gehen, was allerdings unter vertrauten Briefpartnern keine Seltenheit in der Zeit um 1800 darstellt. Dies zeigen beispielsweise die Briefe Goethes an Charlotte von Stein oder die Briefe Friedrich Schillers an seine Ehefrau Charlotte, geborene von Lengefeld, die mehrheitlich aus der Verlobungszeit überliefert sind und sich teilweise auch an deren Schwester Caroline von Beulwitz richteten. Die Anrede war in dieser Zeit zumindest im familiären Umfeld und im engeren Freundeskreis kein konstitutiver Bestandteil eines Briefes. Unter vertrauten Briefpartnerinnen und Briefpartnern wurde es nicht als Formverstoß oder gar Herabsetzung des brieflichen Gegenübers gewertet, wenn ein Brief ohne ein-

⁶⁸³ Markus Schiegg bezeichnet diese nicht direkt zum Briefinhalt gehörenden, den Brief rahmenden oder kommentierenden sprachlichen Elemente als *paratextuell*. Hierunter fasst er nicht nur Ort, Datum, Betreff und Grußformeln, sondern auch Lesehinweise und metasprachliche Kommentare. Das Fehlen der nach Briefstellern konstitutiven Merkmale eines Briefes bewertet er als nähersprachlich (Schiegg: *Flexible Schreiber*, S. 124). Bedenkt man, dass ein solches Fehlen nur unter vertrauten Korrespondenzpartnern vorkommt, scheint dies folgerichtig.

⁶⁸⁴ Zu Analyse der konkreten Anredeformen vgl. Kapitel 4.4.3.

leitende Anrede auskam; eine große Vertrautheit machte die Anrede in gewissem Maß überflüssig.⁶⁸⁵ Dazu erläutert Krünitz in seiner Enzyklopädie:

Vertrauten Freunden braucht man zu freundschaftlichen Anreden keine Vorschriften zu geben. Sie wissen es ohnehin schon, ob sie sich *Werthester Freund*, oder *Bester Freund*, oder *Theuerster Freund*, oder *Mein Werthester*, oder gar bei ihrem Geschlechtsnamen (*Mein lieber Schulze etc.*) oder Vornamen nennen sollen. Dies letztere ist auch die Art an ganz geringe Leute zu schreiben: *mein lieber Jacob*, *mein lieber Meister Breme*. Ja, man kann auch die Anrede in den Brief selbst einrücken, (*Sie haben vollkommen Recht, bester Freund*), oder sie, nach Art der Billette, ganz weglassen.⁶⁸⁶

Um 1800 war in privaten Briefwechseln zudem eine textimmanente Anrede im ersten Satz des Briefes gebräuchlich, während man sich bei offiziellen Schreiben beispielsweise an Behörden an die Konvention der abgesetzten Anrede hielt.

Ähnliches gilt auch für die Schlussformel, die im Briefwechsel der Goethes meistens mit „Lebe wohl“ eingeleitet wird und häufig nicht am Ende des Briefes steht, sondern einen letzten Absatz einleitet, in dem erneut inhaltliche Informationen folgen können. Häufig verwenden beide Briefkorrespondenten als Abschiedsformel „Adieu“ – bei Christiana von Goethe in variierenden Schreibungen.⁶⁸⁷ Anderweitige Begrüßungen wie „Guten Morgen“ oder Ähnliches, wie sie Ulrich Joost für die Briefe Lichtenbergs an seine Ehefrau konstatiert,⁶⁸⁸ sind weder im Briefwechsel der Goethes noch in Christiana von Goethes Briefen an andere zu finden.

Hinsichtlich der Datierung der Briefe und der Angabe des Schreibortes war Christiana von Goethe deutlich nachlässiger als ihr (Brief-)Partner. Die Ortsangabe,

⁶⁸⁵ Vgl. hierzu auch für ausgewählte Beispiele aus der Korrespondenz Friedrich Justin Bertuchs Fleming-Wieczorek, Anke: *Die Briefe an Friedrich Justin Bertuch. Eine Studie zu kommunikativen, sprachlichen und sozialen Verhältnissen im klassischen Weimar (Sprache & Kultur)*. Aachen 1996, S. 79.

⁶⁸⁶ Art. „Brief“. In: *Oekonomische Encyclopädie*, Bd. 6, S. 658–701, hier S. 676 (Hervorhebung im Original), Online-Version: <https://www.kruenitz1.uni-trier.de> (22.03.2024).

⁶⁸⁷ Vgl. hierzu Tab. 28 der vorliegenden Arbeit.

⁶⁸⁸ Vgl. Joost, Ulrich: „Arme Ohmel“, „12 Zolle lange Schelmen“ und ein „loser Upstart Gentleman“. Über einen Ehebrief Lichtenbergs und dabei etwas zu Liebeskodierungen. In: Schuster, Jörg / Strobel, Jochen (Hrsg.): *Briefkultur. Texte und Interpretationen – von Martin Luther bis Thomas Bernhard*. Berlin / Boston 2013, S. 75–91. – Ulrich Joost untersuchte Georg Christoph Lichtenbergs Briefe (30 erhaltene Kurzbriefe) an seine Frau Margarethe Elisabeth (geb. Kellner), Tochter eines Weißbinders. Beide lebten zunächst mehrere Jahre in einem unehelichen Verhältnis zusammen, aus dem schon gemeinsame Kinder hervorgegangen waren, bevor sie 1789 heirateten. (vgl. Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 77 sowie Proß, Wolfgang / Priesner, Claus: Art. „Lichtenberg, Georg Christoph“. In: *NDB* 14 (1985), S. 449–464, Online-Version: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118572628.html#ndbcontent> (08.02.2024).

deren Vorkommen nicht separat in der Tabelle aufgelistet wurde, fehlt noch häufiger als das Datum. Datierungen nimmt Christiana von Goethe nur in rund 32 Prozent ihrer Briefe vor. Bei Johann Wolfgang von Goethe gehören diese Angaben hingegen als konstitutives Merkmal zum Brief; lediglich vier Ausnahmen sind im „Ehebriefwechsel“ zwischen 1792 und 1803 zu verzeichnen. Fehlende Datums- und Ortsangaben mögen zwar vor allem für den Herausgeber und Editoren wegen der nachträglichen Erschließung eine gewisse Hürde darstellen (wie schon Hans Gerhard Gräf bemerkte). Für den Briefempfänger aber dürften diese fehlenden Angaben bei der Datierung in den meisten Fällen unproblematisch gewesen sein.⁶⁸⁹ So betont auch Ulrich Joost, dass das Fehlen dieser Angaben insbesondere bei kurzen Ehebillets, die in der „pragmatische[n] Situation“ einer „raumzeitliche[n] Trennung bei geringer Entfernung“⁶⁹⁰ geschrieben wurden, keineswegs als Normverstoß zu werten sei. In Lichtenbergs Briefen an seine Ehefrau fehlen sie immerhin auch in zwei Drittel der Fälle.⁶⁹¹ Ein ähnlicher pragmatischer Kontext gilt auch für die Ehebriefe der Goethes, die überwiegend zwischen Weimar und Jena hin- und hergeschickt bzw. durch Boten übermittelt wurden, und zwar in einer oftmals hohen, nicht selten täglichen Korrespondenzdichte. In diesen Fällen ist eine Datums- (und erst recht Orts-)Angabe tatsächlich entbehrlich und verkürzte Angaben ohne konkretes numerisches Datum in Form von *Fr[eu]dag des abens u 6 Ur*⁶⁹² stellen den Empfänger keinesfalls vor ein Rätsel. Schrieb Christiana von Goethe ihre Briefe außerhalb Weimars, nahm sie deutlich häufiger Datierungen vor, sodass der Grund für diese fehlenden Angaben in einer gewissen Schreibökonomie sowie einer fehlenden Notwendigkeit zu finden ist.

Ein ähnliches Verhältnis wie bei der Datierung zeigt sich auch hinsichtlich der Unterschrift. Während Johann Wolfgang von Goethe nahezu alle seine Briefe üblicherweise mit der Paraphe G. unterzeichnete, ist eine Signatur unter den Briefen Christiana von Goethes mit 30 Prozent eher selten anzutreffen. Wenn sie ihre Briefe unterschrieb, dann in der Regel in verkürzter Form als Paraphe „CV“ oder später „CvG“. In den frühen Jahren unterzeichnete sie auch einmal mit *Christel*⁶⁹³ oder mit *Christiana*⁶⁹⁴ bzw. „Christiana V.“⁶⁹⁵ In seltenen Fällen endet

689 Vgl. Gräf: Einführung, S. XXX.

690 Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 82.

691 Vgl. ebd.

692 JWG50.

693 JWG1 (vgl. auch GC I, Nr. 13).

694 JWG28 (die Endung des Namens ist nicht ganz sicher zu lesen; vgl. auch GC I, Nr. 72) und JWG154 (hier in Kleinschreibung; vgl. auch GC I, Nr. 292).

695 GC I, Nr. 74.

der Brief mit einem Kosenamen.⁶⁹⁶ Da man diese Grenzfälle nicht zweifelsfrei als Unterschrift werten kann, wurden diese in Tab. 4 separat gezählt und sind in Klammern angegeben.

Nachdem hier zunächst auf die formale Ebene und quantitative Auswertung von Anrede- und Grußformeln eingegangen wurde, soll im weiteren Verlauf der Arbeit eine weiterführende inhaltliche Auseinandersetzung erfolgen und zwar im Sinne der Wechselwirkung von Sprache und Beziehung. So gelten Anrede- und Grußformeln als Indikatoren für die Ausformung und Ausgestaltung der Beziehung von Kommunikationspartnern. „Denn über Anrede- und Grußformel werden die Beziehungen zwischen den Briefkommunikationspartnern sowohl reflektiert als auch – potentiell – neu oder anders definiert.“⁶⁹⁷ Dieser Aspekt wird im Kapitel 4.4.3 der vorliegenden Arbeit näher beleuchtet.

3.5.5 Schreibpraxis im Wandel: eigenhändige und diktierter Briefe in der Ehekorespondenz

Briefe niederzuschreiben war um 1800 noch ein mühevolles und zeitaufwendiges Unterfangen. Das Schreiben mit einem Gänsekiel war keineswegs so komfortabel wie später das Schreiben mit einer Stahlfeder oder gar wie heutzutage mit Füllfederhalter oder Kugelschreiber. Um ein gleichmäßiges Schriftbild zu erreichen, musste die Feder mit einem scharfen Messer zurechtgeschnitten werden. Dieses Handwerk erforderte einiges Geschick und wurde meist von Fachleuten erledigt.⁶⁹⁸ Die Spitze nutzte sich während des Schreibens schnell ab und nach wenigen geschriebenen Worten musste sie erneut in das Tintenfass getaucht werden, um weiter schreiben zu können. Damit noch feuchte Tintenrückstände nicht verschmierten, wurde das Geschriebene zum Schluss mit Streusand abgelöscht. Bedenkt man die mit dem Schreiben verbundenen Mühen und die damit einhergehenden, unvermeidlichen Schreibunterbrechungen, verwundert es nicht, dass ein Vielschreiber wie Johann Wolfgang von Goethe nicht nur in seiner amtlichen, sondern auch in der privaten

⁶⁹⁶ Vgl. zu den Selbstbezeichnungen Kapitel 4.4.3.3. Zur Unterschrift Christiana von Goethes, die ebenfalls mit der Frage nach ihrem Vornamen, Christiana oder Christiane, verknüpft ist, vgl. Stehfest/Aehnlich: Benennungspraxis.

⁶⁹⁷ Ermert, Karl: Briefsorten. Untersuchung zu Theorie und Empirie der Textklassifikation (Reihe Germanistische Linguistik, 20). Tübingen 1979, S. 105.

⁶⁹⁸ Zur Geschichte der Schreibutensilien vgl. Le Collen, Eric: Feder, Tinte und Papier. Die Geschichte schönen Schreibgeräts. Hildesheim 1999, insb. S. 18–28.

Korrespondenz seit den 1790er Jahren zunehmend das Diktat bevorzugte.⁶⁹⁹ In einem Brief an die Gräfin Josephine O'Donell begründete er dieses unkonventionelle Vorgehen folgendermaßen:

Ich bin niemals zerstreuter als wenn ich mit eigner Hand schreibe: denn weil die Feder nicht so geschwind läuft als ich denke, so schreibe ich oft den Schlußbuchstaben des folgenden Worts ehe das erste noch zu Ende ist, und mitten in einem Comma, fange ich den folgenden Perioden an; Ein Wort schreibe ich mit dreyerley Orthographie, und was an Unarten alle seyn mögen, deren ich mich recht wohl bewußt bin und gegen die ich auch nur im äußersten Nothfall zu kämpfen mich unterwinde, nicht zu gedenken, daß äußere Störung mich gleich verwirren und meine Hand wohl dreyimal in Einem Brief abwechseln kann. So ist mir's mit Vorstehendem gegangen, das ich zweymal zu schreiben anfang, absetzte und schlecht fortsetzte; jetzt entschließ ich mich zu dictieren, es ist als wenn ich mit Ihnen spräche [...].⁷⁰⁰

Eine Rechtfertigung des Einsatzes eines Schreibers war in diesem Fall unbedingt angezeigt, weil es sich in der Korrespondenz mit gleich- oder gar höherrangigen Personen wie der Gräfin O'Donell normalerweise nicht schickte, einen Brief von fremder Hand schreiben zu lassen. Das konnte als Zeichen von Hochmut des Verfassers bzw. Absenders gedeutet werden, der sich für zu fein hielt, um selbst zur Feder zu greifen.⁷⁰¹ Außerdem ist zu bedenken, dass das Briefdiktat „durch die Einbeziehung eines Dritten ganz offensichtlich die essentiellen Spielregeln eines Privatbriefs als eines vornehmlich vertraulichen Gesprächs zwischen Entfernten“⁷⁰² verletzte und auch ein gewisser Verlust an Authentizität hinzunehmen war. Zugleich war das Diktat gewissermaßen die radikalste Ausformung des schon seit der Antike in Brieflehren formulierten und im 18. Jahrhundert vor allem von Gellert postulierten Briefideals, wonach der Brief „die Stelle einer mündlichen Rede ver-

⁶⁹⁹ Vgl. Bohnenkamp-Renken, Anne: Schreibgeräte. In: Dies. / Wiethölter, Waltraud (Hrsg.): Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. 11. September bis 16. November 2008. Frankfurt a. M. / Basel 2008, S. 19–72, hier S. 33; ausführlich zu Goethes diktierten Briefen: Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 423–436. – Auf die mechanisch-technischen Defizite oder Widerstände während des Schreibvorganges, die sich hemmend auf den Schreib- und Gedankenfluss (nicht nur) Goethes auswirken konnten, geht auch Sebastian Böhmer hinsichtlich des literarischen Schreibens ein. Abhilfe schaffte beim eigenhändigen Schreiben zuweilen der Einsatz des gefälligeren und akustisch weniger störenden Bleistiftes (vgl. ders.: Semantik von unten, insb. S. 6 f. und 39 f.).

⁷⁰⁰ Goethe an die Gräfin Josephine O'Donell, 24. November 1812; WA IV, 23, S. 165–169.

⁷⁰¹ Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 428.

⁷⁰² Bohnenkamp: Schreibgeräte, S. 33.

tritt“ und somit als „freye Nachahmung des guten Gesprächs“⁷⁰³ charakterisiert wurde. Goethe selbst nahm in seinen Briefen mehrfach Bezug auf den Gesprächscharakter des Diktates, das für ihn der Unterhaltung mit Abwesenden am nächsten kam.⁷⁰⁴

Johann Wolfgang von Goethe pflegte durchaus auch private Angelegenheiten zu diktieren und bediente sich so auch im Briefverkehr mit Christiana von Goethe meist eines Schreibers. Ausgenommen davon sind die überlieferten frühen Briefe an sie aus den Jahren 1792 bis Februar 1796, die er noch vollständig eigenhändig niedergeschrieben hatte. Der erste bekannte Brief Goethes an seine Partnerin von Schreiberhand datiert auf den 20. Februar 1796. Darüber hinaus sind auch aus den späteren Jahren noch eigenhändig geschriebene Briefe Goethes an Christiana erhalten, der Anteil schwankt jedoch stark von Jahr zu Jahr. Grundsätzlich sind sie aber weniger zahlreich vertreten als in den ersten Jahren der Beziehung. Das Diktat war ab 1796 somit auch in Goethes Korrespondenz mit seiner Geliebten und späteren Gattin vorherrschend; gelegentlich fügte er am Ende des Briefes noch eigenhändige Zeilen hinzu.⁷⁰⁵

Eine längere Nachschrift von Goethes Hand enthält z. B. der Brief an Christiana Vulpius vom 15. August 1797. Darin bekundet Goethe nicht nur seine Liebe und Zuneigung; es spiegelt sich auch Waltraud Wiethölter zufolge „der Gedanke, der Wunsch“ wider, „das eigenhändig beschriebene, berührte, sinnlich erfahrene und reaktiv wahrgenommene Papier möge zum Speicher eines Kontakts werden, der sich über die Ferne hin vermittelt.“⁷⁰⁶ Im Sinne der von Wiethölter postulierten Materialität der Briefschreibeszene liegt die Bedeutung dieser Nachschrift vor allem im Akt des Schreibens selbst, der durch die Eigenhändigkeit gewissermaßen zu einer „mediatisierte[n] körperliche[n] Begegnung“⁷⁰⁷ wird. Die Relevanz der Authentizität steht außer Frage und war Goethe selbstverständlich bewusst, was sich nicht zuletzt in eigenhändig angefertigten Nachschriften an verschiedene Empfänger manifestiert.

Für die Ehekorrespondenz als Sonderfall ist ein weiterer Grund für ein eigenhändiges Postskriptum zu bedenken: Intime Äußerungen konnte Goethe dem Schreiber nicht oder nur sehr bedingt anvertrauen; für Liebes- und Sehnsuchtsbekundungen musste er notwendigerweise selbst zur Feder greifen. Das galt

⁷⁰³ Gellert, Christian Fürchtegott: Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. Leipzig 1751, S. 3.

⁷⁰⁴ Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 432.

⁷⁰⁵ Vgl. auch Gräf: Einführung, S. 25.

⁷⁰⁶ Vgl. Wiethölter, Waltraud: Von Schreib- und Schriftkörpern: Zur Materialität der Briefschreibeszene. In: Bohnenkamp-Renken/Wiethölter (Hrsg.): Der Brief – Ereignis & Objekt, S. 92–133, hier S. 102.

⁷⁰⁷ Vgl. ebd.

nicht nur für emotional-intime Bekundungen im Ehebriefwechsel, sondern auch für streng vertrauliche oder inhaltlich brisante Themen in der Korrespondenz mit anderen Briefpartnerinnen und Briefpartnern, von denen der Schreiber keine Kenntnis erhalten sollte.⁷⁰⁸

Christiana von Goethe war also durch Johann Wolfgang von Goethe mit der eher unüblichen Praxis des Diktierens vertraut. Sie selbst schrieb ihre heute überlieferten Briefe an Goethe jedoch lange Zeit bis einschließlich 1803 eigenhändig nieder. Die einzigen Ausnahmen bilden zwei Briefe, die Christian August Vulpius im Auftrag seiner Schwester, die keine Zeit zum Schreiben fand, niedergeschrieben hatte.⁷⁰⁹ In einer zweiten Überlieferungsphase nach 1803 zeigt sich ein anderes Bild: Nach einer großen Überlieferungslücke zwischen Anfang 1804 und dem Frühjahr 1810 sind diktierte Briefe die Regel und eigenhändige die Ausnahme: Abgesehen von einem Brief⁷¹⁰ sind alle von 1810 bis 1816 erhaltenen, an Goethe gerichteten Briefe nicht mehr eigenhändig von Christiana von Goethe geschrieben worden; im Laufe der Jahre ging auch sie dazu über, ihre Briefe zu diktieren oder in seltenen Fällen in Auftrag zu geben.⁷¹¹ Am Schluss der Briefe nahm sie nach 1810 oftmals noch selbst die Feder zur Hand und fügte die Schlussformel oder eine kurze letzte Passage mit Unterschrift bzw. Paraphe selbst hinzu.

Ihr erster diktiert Brief an ihren Gatten datiert aufgrund der lückenhaften Überlieferung auf den 24. Juni 1810, wenngleich es sich hier im ursprünglichen Korrespondenzzusammenhang nicht um den frühesten diktierten Brief an Goethe überhaupt gehandelt haben wird. Ein früher Hinweis auf einen möglicherweise diktierten Brief Christianas kann einem Brief Johann Wolfgang von Goethes vom 9. November 1795 entnommen werden. Goethe, der zu dieser Zeit in Jena arbeitete, erkundigte sich zehn Tage nach der Geburt seines vierten Kindes Carl nach dem Wohlergehen von Mutter und Kind und bat: „Laß mir doch so bald als möglich ein Wort schreiben.“⁷¹² Ob Christiana Vulpius in dieser besonderen Situation mit einem diktierten Brief oder einem Auftragsbrief reagierte oder doch selbst zur Feder griff, bleibt ungewiss.

Bezieht man die anderen aus dem Familien- und Freundeskreis überlieferten Briefe ein, zeigt sich, dass Christiana Vulpius schon vor der Eheschließung Goethes Schreiber mit der Niederschrift ihrer Briefe betraute. An Nicolaus Meyer ist ein Brief vom 3. August 1803 überliefert, dessen erste Seite von Christiana Vulpius eigenhändig geschrieben und anschließend von der Hand Ludwig Geists fortgesetzt wurde.⁷¹³

⁷⁰⁸ Vgl. Schöne: *Der Briefschreiber Goethe*, S. 428.

⁷⁰⁹ Briefe vom 19. Juni 1798 (GC I, Nr. 184) sowie vom 5. Mai 1800 (GC I, Nr. 266).

⁷¹⁰ Brief vom 5. Juli 1810 (JWG225).

⁷¹¹ Für eine detaillierte Übersicht vgl. Tab. 6 der vorliegenden Arbeit.

⁷¹² GC I, Nr. 61.

⁷¹³ Vgl. UB Leipzig, Slg. Hirzel, Sign. B266; Druck: Kasten, Nr. 13.

Zu den Schreibern, die Christiana Vulpius zunächst zur Hand gingen und die sich eindeutig identifizieren lassen, gehörten die beiden Sekretäre Goethes, Johann Ludwig Geist⁷¹⁴ und Friedrich Wilhelm Riemer,⁷¹⁵ später auch Friedrich Theodor David Kräuter.⁷¹⁶

Die bedeutendste Rolle für die Erledigung des Schriftverkehrs kam spätestens ab 1808 bis Ende 1814 Caroline Ulrich zu, der Christiana von Goethe ihre Briefe diktierte. Die am 14. März 1790 geborene Tochter des Justizamtmannes und Notars Johann Gottlob Ulrich und der Johanna Caroline Henrietta Ulrich, geborene Buchholz,⁷¹⁷ war schon als junges Mädchen häufig zu Gast im Haus Goethes gewesen. Sie wurde trotz des nicht unerheblichen Altersunterschiedes – Caroline Ulrich war nur wenige Monate jünger als August von Goethe – später zu einer engen Vertrauten Christiana von Goethes. Nach der Eheschließung übernahm Caroline Ulrich schließlich nach und nach die Aufgaben einer Gesellschafterin, begleitete Christiana von Goethe auf ihren Unternehmungen, Bällen, Geselligkeiten und Reisen. Nicht zuletzt nahm Caroline Ulrich ihr die Schreibtätigkeit weitestgehend ab.

Der genaue Zeitpunkt, ab dem Caroline Ulrich als Gesellschafterin fungierte, ist nicht zu ermitteln. Vielmehr scheint sie sukzessive in diese Rolle hineingewachsen zu sein.⁷¹⁸ Im Laufe des Jahres 1808 intensivierte sich das Verhältnis zu Christiana von Goethe,⁷¹⁹ im November 1809 zog Caroline Ulrich schließlich gänzlich in das Haus am Frauenplan.⁷²⁰ Dort wohnte sie bis zu ihrer Eheschließung mit Friedrich Wilhelm Riemer, die am 8. November 1814 stattfand.⁷²¹

Der früheste erhaltene Beleg eines Privatbriefes von Caroline Ulrichs Hand, den sie im Namen Christiana von Goethes geschrieben hatte, stammt vom 9. Mai

714 Vgl. oben sowie Brief an Nicolaus Meyer, 14. Oktober 1803; Hirzel, Nr. 12.

715 Vgl. Brief an Nicolaus Meyer, 5. Mai 1806, Kasten Nr. 125.

716 Vgl. GC II, Nr. 600.

717 Zu ihrer Kindheit, die sie zu einem großen Teil im Hause ihrer Großmutter Johanna Maria Buchholz verbrachte, und der Bekanntschaft mit Christiana Vulpius vgl. Kapitel 2.1.3.

718 Vgl. Fuchs: Caroline Riemer, S. 267; vgl. auch Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 326.

719 Bereits ab Februar 1808 erwähnen sowohl Goethe als auch Riemer Caroline Ulrich nahezu wöchentlich als Tischgast im Haus am Frauenplan. Im Oktober/November 1808 begleitete Caroline Ulrich Christiana von Goethe auf deren Reise nach Frankfurt am Main und Heidelberg. Nach der Rückkehr beider Frauen war Caroline Ulrich wohl täglich oder fast täglich im Hause Goethe zugegen, bis sie schließlich ein Jahr später dort einzog (vgl. Pollmer: Caroline Ulrich, S. 20–23).

720 In einem Brief an August von Goethe vom 30. oder 31. Dezember 1808 schrieb seine Mutter: „Du kannst also aus diesem Brief ersehen, daß meine jetzige Existenz ganz anders als sonst ist. Auch Caroline hat ihren Wohnort verändert, sie ist sehr viel bei mir, wohnt oben bei Kammersecretär Scheibes, und hat sich ganz von der Großmutter getrennt.“ (Suphan: Briefe von Goethe und Christiane v. Goethe an August v. Goethe, S. 28). Der Einzug Caroline Ulrichs in das Goethehaus erfolgte laut Friedrich Wilhelm Riemers Tagebuch am 30. November 1809 (vgl. GT IV 2, S. 869).

721 Vgl. Fuchs: Caroline Riemer, S. 267.

1808. In Form eines kurzen Billetts an August von Goethe meldete sie die Verzögerung ihrer Reisepläne nach Heidelberg aufgrund von Geschäften, die ihre Anwesenheit in Weimar erforderten. Weitere Briefe von Caroline Ulrichs Hand sind ab Oktober 1808 erhalten, als sie Christiana von Goethe auf ihrer Reise nach Frankfurt begleitete, wo Erbangelegenheiten ihrer verstorbenen Schwiegermutter zu regeln waren. Anschließend reisten beide Frauen nach Heidelberg weiter, um August von Goethe an seinem Studienort zu besuchen. Die Reisebegleitung deutet darauf hin, dass Caroline Ulrich spätestens ab 1808 eine wichtige Vertrauensperson Christiana von Goethes war und auch offiziell als deren Gesellschafterin in Erscheinung trat.

Nach dem Auszug der verheirateten Caroline Riemer trat ab 1815 Wilhelmina Henrietta Kirscht⁷²² zeitweilig an deren Stelle. Von ihrer Hand sind aus dem Jahr 1815 mehrere Briefe überliefert, als sie Christiana von Goethe nach einem epileptischen Anfall⁷²³ zur Rekonvaleszenz nach Jena und im Frühsommer nach Karlsbad (wovon auch ein Tagebuch überliefert ist)⁷²⁴ begleitete. Christiana von Goethe betraute in ihren letzten Lebensjahren vor allem auch Goethes Schreiber Friedrich Theodor David Kräuter⁷²⁵ mit Niederschriften, über den sie in einem Brief an Goethe schreibt, er verstehe sie am besten.⁷²⁶ Schwierigkeiten gab es indessen, als Kräuter einmal nicht zur Verfügung stand und Christiana von Goethe den Biblio-

⁷²² Gräf vermutete, dass es sich bei der Gesellschafterin Christiana von Goethes um Johanna Christiane Sophia Kirsch, Tochter eines Pastors zu Troistedt und Schoppendorf und Ehefrau von Johann Christian Wilhelm Kirsch, Besitzer des Kaffeehauses in Weimar, handelte (vgl. GC II, S. 446, Anm. 577). Neuere Erkenntnisse, die sich der Forschungsdatenbank so:fie entnehmen lassen, identifizieren diese Person mit der Putzmacherin Wilhelmina (genannt Mine, Minchen) Henrietta Kirscht, geb. Burkhardt (1770–1833). Sie war die Tochter des Geheimen Registrators Jakob Bernhard Burkhardt in Weimar und heiratete 1803 den Hoffechtmeister Karl Bernhard Friedrich Kirscht, der 1809 starb (vgl. Art. „ID 44217 – Kirscht, Wilhelmina [Mine, Minchen] Henrietta geb. Burkhardt“, in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::P2_ID:44217 [03.02.2024]).

⁷²³ Vgl. Schiffter, Roland: Lebenslust, Krankheit und Tod der Christiane von Goethe. In: Die Pforte. Veröffentlichungen des Freundeskreises Goethe-Nationalmuseum e.V. 9 (2008), S. 217–268, hier S. 244–246.

⁷²⁴ Vgl. Ruppert, Hans: Goethes Sammlungen zu Kunst, Literatur und Naturwissenschaft. Goethes Bibliothek. Katalog. Hrsg. von den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur Weimar. Weimar 1958, Nr. 401[1].

⁷²⁵ Friedrich Theodor David Kräuter (1790–1856) war ab 1814 als Sekretär in Goethes Diensten und ab 1816 auch Bibliothekssekretär. Er verwaltete seit 1817 Goethes Privatbibliothek (vgl. Art. „ID 44302 – Kräuter, Friedrich Theodor David“, in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::P2_ID:44302 [03.02.2024]).

⁷²⁶ Vgl. Brief vom 18. Mai 1816, GC I, Nr. 600.

theksschreiber Johann Michael Bernhard Franke holen ließ. Mit ihm kam nur ein kurzer Brief zustande,⁷²⁷ wozu Christiana von Goethe am folgenden Tag erläuterte:

Kräuter, der mich am besten versteht und in meiner Correspondenz der Brauchbarste ist, war an diesem Tage früh weggefahren, und ich sah mich genöthigt, um Dir doch nur einiges zu schreiben, Franken von der Bibliothek holen zu lassen, mit dem ich nicht so recht fertig werden konnte, daher die wenigen Zeilen. Jetzt aber, da mir Kräuter wieder zur Hand ist, hoff ich, soll es besser fließen.⁷²⁸

Dieses Zitat deutet darauf hin, dass das Diktieren bei Christiana von Goethe nicht immer problemlos verlief. Zu bedenken ist, dass es sich hierbei um einen ihrer letzten Briefe bei einem sich rasch verschlechternden Gesundheitszustand knapp drei Wochen vor ihrem Tod handelt. Das Zitat ist zugleich ein Indiz gegen Effi Biedrzynskis These, dass Christiana von Goethes Diktate (nach denen Caroline Ulrich die Briefe niedergeschrieben haben soll) eine „schonend-liebevoll aufrecht erhalten[e]“⁷²⁹ Fiktion gewesen seien. Es ist anzunehmen, dass Caroline Ulrich als Schreiberin, die zugleich als Gesellschafterin einen Großteil des Tages mit Christiana von Goethe verbrachte und so bestens über die zu berichtenden Erlebnisse informiert war, mehr Freiheiten in der konkreten Ausgestaltung der Briefe gehabt haben wird, als dies für einen am Tagesablauf der Diktierenden unbeteiligten Schreiber Goethes galt. Am wahrscheinlichsten ist wohl hinsichtlich der Briefgestaltung eine Art gemeinschaftliche Produktion der beiden Frauen, die es mit anderen Schreibern in dieser Form nicht gegeben haben wird. Hin und wieder wird es auch vorgekommen sein – wenngleich dies nicht als Usus denkbar ist –, dass Caroline Ulrich ohne Diktat und ohne konkrete inhaltliche Vorgaben berichtete, wie es Goethe in einem Brief an seine Frau im Jahre 1809 aus Jena vorschlug, offenbar um sie zu entlasten:

Ich wiederhole, daß, wenn August artig sein will, so wendet er eine halbe Stunde des Tags dran, mir zu schreiben. Es ist gar nicht übel, in solcher Nähe sich durch Briefe und Billete zu unterhalten. Ebenso könntest Du Carolinchen sagen, daß sie mir schriebe, wenn Du auch nicht dictirtest.⁷³⁰

727 Vgl. GC I, Nr. 599.

728 GC I, Nr. 600.

729 Biedrzynski: Goethes Weimar, S. 326.

730 GC II, Nr. 465.